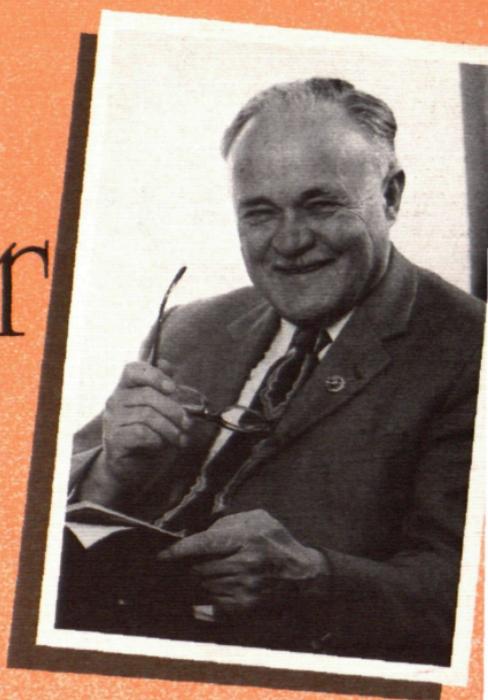


ALFRED SALOMON

„Gott  
war mir  
immer  
nah -  
manchmal  
näher als  
mir lieb war.“



Erzählungen aus meinem Leben —  
Von der Weichsel an den Rhein



Von Gott will ich nicht lassen,  
denn er läßt nicht von mir,  
führt mich durch alle Straßen,  
da ich sonst irrte sehr.  
Er reicht mir seine Hand;  
den Abend und den Morgen  
tut er mich wohl versorgen,  
wo ich auch sei im Land.

*Ludwig Helmbold 1532–1598*



Alfred Salomon

Gott war mir immer nah  
— manchmal näher  
als mir lieb war

*Erzählungen aus meinem Leben —  
Von der Weichsel an den Rhein*

**BRENDOW VERLAG**

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Salomon, Alfred:**

Gott war mir immer nah — manchmal näher als mir lieb war:  
Erzählungen aus meinem Leben von d. Weichsel an d. Rhein /  
Alfred Salomon. - Moers: Brendow, 1986.

(Edition C: M; 95)

ISBN 3-87067-274-9

NE: Edition C/M

ISBN 3-87067-274-9

Edition C - M 95

© 1986 Copyright by Brendow Verlag, D-4130 Moers 1

Das vorliegende Buch erschien in erster Auflage unter dem Titel

„Von Gott will ich nicht lassen“ im Kreuz Verlag, Stuttgart

Umschlaggestaltung: MW-Design, Würzburg

Printed in Germany

## **Inhalt**

<b>Erinnerung ans Paradies</b>	11
Ausgetrieben!	12
Ein Ungeheuer, das Pferde frißt	13
Unterwegs zu der Quelle	15
Der Vertraute	16
Wenn ein Mann betet	18
Ihr seid mir fremd geworden	19
Saat und Ernte	21
Mein Bruder Abel	22
Schneewasser	24
Der Hamster	25
Er betet mit den Tieren	27
Treber	28
Und fahren dahin	28
Eine Handbreit	30
Auf der Kleinbahn	32
Der Weberknecht	34
Die Arche Noah	37
Die Angelpredigt	38
Der Tagedieb	40
Götzen	42
Der geheime Zusatz	43
Am Burggraben	46
Das Zweite Gesicht	47
Nehmen können	49
Heiligabend	50
Heilige?	51
<b>Rede, denn dein Knecht hört!</b>	55
Bis an den Tod	56
Gevatter Tod	57
Schwarze Tücher überall	59
Alles zu Ende	60

Lazarus, komm heraus!	61
Crassus	62
Die Bernsteinspinne	64
Der Sog	65
Der Schwarze Peter	68
Verstecken!	69
Was ist zur Taufe nötig?	70
Kalif Storch	71
Die alte Krusen wird beerdigt	72
Wie die Kälber!	74
Mehr wert als Gold	75
Bambino	78
Wie ich mich hasse!	79
Ich will zur See!	81
Der Licentiat	83
Ein »Sturmabend«	85
Das erste von sieben Jahren	87
Hin und her	89
Die neue Zeit	91
Im Untergrund	93

**Er hat viel tausend Weisen** 97

Menschen in Berlin	99
Ein Gottloser	102
Nacht und Morgen	104
Der Strick des Jägers	105
Ein heimlicher Jünger	106
Seltsames Erlebnis	108
Unbekannte Helfer	110
Der Baron	112
Liebe und Gesetz	113
Gemessen und gewogen	115
Gott sieht hinter den Horizont	116
Es wird zurückgeschossen	118
Von dem Nil bis an den Kongo	119
Für den Sieg?	121

Unabkömmlich!	122
Nicht beten können	124
Bevor der Zweite geboren wird	125
Und Sie, Herr Pastor?	127
Die »Massenversammlung«	128
Der Mölders-Brief	130
Tiefflieger	131
Der Pole Marzek	133
Aufbruch ins Unbekannte	134
Drei Tage und zwei Nächte	135

<b>Gottes Acker ist unerschöpflich</b>	139
Ein neuer Auftrag	141
Wenn die Steine predigen	142
Omchen Kempe	143
Ein Stein fällt ins Wasser	144
Tröstungen	146
Was ist Wahrheit?	147
Es werde Licht!	148
Abschied von St. Laurentius	150
Und wieder wurde alles anders	151
Adam im Museum	152
Betet für den Frieden!	153
Lebendig und tot	155
Es ist kein Gott!	156
Der Bettler am Sinai	157
Zu schwere Last	158
Vor Jahren eingeweckt	161
Der Automat	162
Nur alle vierzehn Tage!	163
Brückenhäuser	164
Der Nächste bitte!	166
Frieden	168
Gestern und morgen	170
Der reiche Mann und ich	172

<b>Die Welt mit Kinderaugen sehen</b>	173
Unsere vier	175
»Wir haben Gott gesehen!«	176
Verdammt in alle Ewigkeit	178
Der Magnetkran	180
Störsender	181
Falsch verbunden?	182
Wo ist die Krippe?	183
Ein unbekannter Soldat	185
Die Gemeinde zu Sardes...	186
Der Kreis schließt sich	187

## Das Buch der Bücher

»Eigentlich sollten wir dir eine neue Bibel schenken!«

Meine Frau hat recht. Meine Arbeitsbibel sieht wirklich schäbig aus. Notizen hier, Randglossen dort, Eselsohren und Knicke, am oberen Rande die Spuren von Heftklammern.

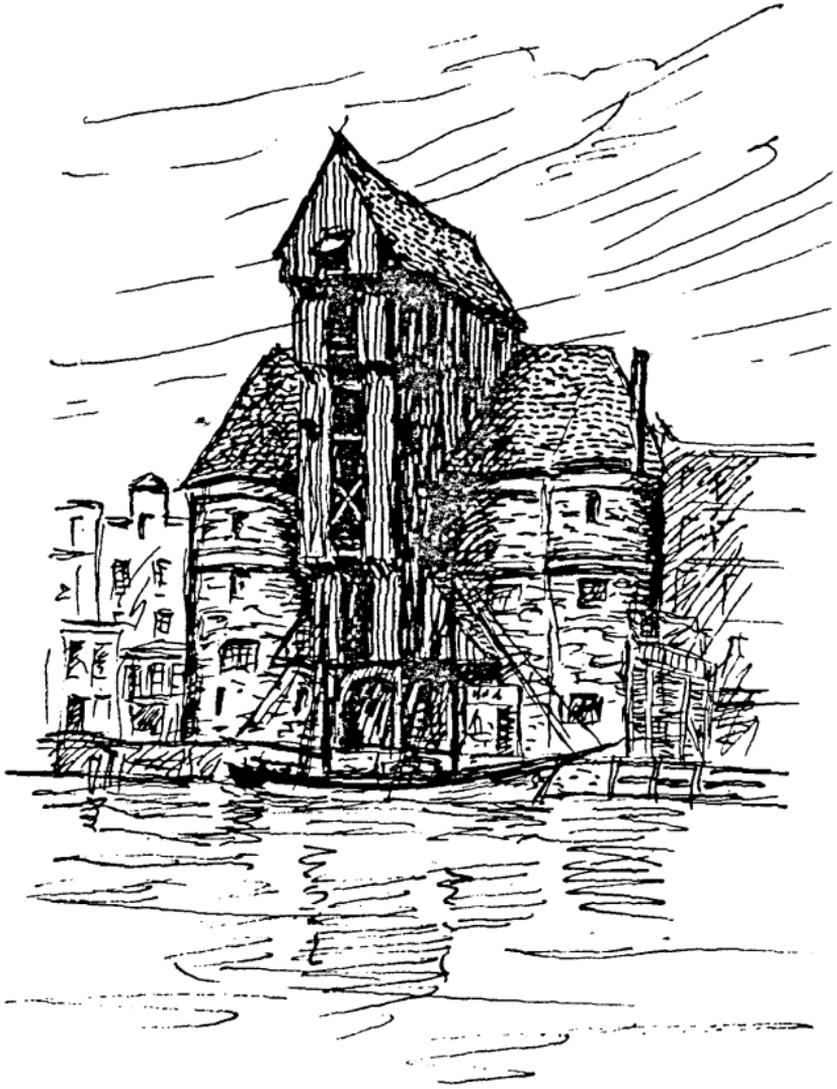
Ich werde mir keine neue Bibel zulegen! Ich werde bei meiner alten Bibel bleiben. Mein Großvater schenkte sie mir zur Konfirmation. Sie begleitete mich durch das Gymnasium und bei meinem Studium. Unsere Familienchronik ist auf ihren Blättern eingetragen: Trauung, dann die Taufen unserer Kinder.

Jedes Blatt, jeder Abschnitt, jedes Kapitel ist für mich mit einer Fülle persönlicher Erfahrung verwoben. Zwischen den gedruckten Zeilen erkenne ich meine Fragen wieder, meine Zweifel, Bedenken, Ratlosigkeiten. Der leere Raum zwischen dem Gedruckten: Das bin ich, mit meinem Raten und Zagen. Aber die Zeilen selbst in altmodischer Fraktur: Das ist Gott mit seinem Zugehen auf mich, seinem Antworten, mit seiner festen Hand.

Darum werde ich meine alte Bibel behalten. Wo immer ich sie aufschlage, da werden Erinnerungen wach; Begebenheiten tauchen auf, Menschen beginnen wieder zu reden. Und hinter ihnen, durch sie: Er.

Meine alte Bibel ist ein Stück von mir. Mehr, sie ist ein Stück von Ihm. Ich blättere in ihr und erkenne: Er hat mich geführt durch Sturm und Feuer, durch Eis und Verlassenheit. Er war bei mir in Nacht und Grauen und im stillen Abendglanz draußen am See.

»In ihm leben, weben und sind wir« (Apostelgeschichte 17,28). Jetzt verstehe ich, was Paulus meint. Jetzt weiß ich, daß Gott mir niemals ferne war. Meine zerfledderte Bibel zeigt es mir. Gott war mir immer nah, manchmal näher, als mir lieb war. Doch das war gut so.



*Krantor in Danzig 1930*

# Erinnerung ans Paradies

»Und Gott pflanzte einen Garten in Eden gegen Osten hin und setzte den Menschen hinein, den er gemacht hatte« (1. Mose 2,8).

Mein Garten Eden lag gegen Osten hin kurz vor der Weichsel. Ganz genau gesagt: in Grebin, einem Dorf in der Danziger Niederung. Dort breitete sich das Paradies meiner frühen Kindheit. Dorthin zog es mich immer wieder, auch dann noch, als ich längst aus meinem Paradies vertrieben war und in der Weltstadt Berlin lebte.

Schule, Studium: das war Berlin. Doch mitten im donnernden Verkehr, im Dröhnen der S-Bahn, im Motorlärm der Weltstadt: fern, ganz fern und doch immer nah – mein Garten Eden.

Davon will ich zuerst erzählen. Vielleicht, weil es mehr ist als Erinnerung. Vielleicht ist es ein Gleichnis, und nicht nur für mich und mein Leben.

## Ausgetrieben!

Ganz am Anfang war der Garten Eden: Himmel, Wind, das Rauschen der Bäume. Doch das war vergangen, lebte noch als Traum, war nun verlorenes Paradies.

Jetzt war da nur die Angst: die Angst vor der Riesenstadt, vor den vielen fremden Menschen, dem Lärmen, dem Hasten.

In Grebin war es still gewesen. Und was sich hören ließ, das paßte in die Stille: das Muhen der Kühe, die nach dem Melker schrien; das Zwitschern der Schwalben unter den Balken im Flur, der Peitschenknall, wenn Seinwill die Trakehner antrieb. Ja selbst das dunkle Murren der Dreschmaschine oder der Glockenklang gedengelter Sensen, das alles paßte in das Paradies Grebin.

Jetzt aber war ich im Elend. Es hatte einen Namen. Es hieß Berlin. Der Vater war versetzt worden, von Praust nach Berlin. Er machte nicht Schalterdienst, er fuhr jetzt Bahnpost. Ich fühlte dunkel, daß er sich freute. Alle gratulierten ihm. »Zu der Beförderung!« Das mußte etwas wie Geburtstag sein.

Aber ich? »Da wies ihn Gott der Herr aus dem Garten Eden« (1. Mose 3,23). So empfand ich es. Kein Garten mehr, in dem ich spielen konnte. Nur ein Balkon, zum Buddeln nur die Blumenkästen. Doch allzurasch wurde mir auch das verboten. »Was hast du da wieder für eine Dreckerei gemacht! Schleppe mir das nur nicht in die Wohnung!«

Das Schlimmste war die Straßenbahn. Gleich in der ersten Stunde machte sie mir Angst. Wir waren mit dem Zug von Danzig nach Berlin gekommen. Ich war wie benommen von dem Neuen, Lauten. Die Treppe des Bahnhofs hinunter zwischen hundert fremden Menschen. Ich hielt mich krampfhaft an der Mutti fest. Nur sie nicht verlieren!

Dann war da die Straße, Pferdefuhrwerke so viele, wie es in ganz Grebin nicht gab. »Wir fahren mit der Straßen-

bahn nach Steglitz!« Ich ließ mich über die Straße ziehen, widerwillig, voll banger Ahnung. Wir schafften es nicht, gerieten zwischen zwei Straßenbahnen. Eine kam von links, die andere von rechts. Wir standen in der Mitte zwischen den Gleisen. Die Bahnen bremsten mit scharfem Kreischen. Als sie zum Halten kamen, waren wir eingezwängt. Vor uns die eine Bahn, im Rücken die andere. Ein Schaffner schrie von rechts, ein anderer von links. »He, Sie, Madam! Sind wohl aus der Provinz, watt?« Provinz mußte etwas fürchterlich Dummes sein, da alle Leute lachten. Mutter wurde puterrot und war den Tränen nahe. Von da an haßte ich die Straßenbahn. Sie war wie der Cherub vor dem Paradies.

## **Ein Ungeheuer, das Pferde frißt**

Die Josefsgeschichten waren die ersten biblischen Erzählungen, die uns Herr Baltz in der Vorschule erzählte. Als er uns schilderte, wie Josefs Brüder den Kleinen umbringen und ihrem Vater vortäuschen wollten, ein wildes Tier habe ihn gefressen, da sah ich keinen Bären oder Löwen vor mir. Ich sah – die Straßenbahn.

Dabei lag die Begebenheit damals schon drei Jahre zurück, muß sich nach meiner Erinnerung noch im Frühjahr 1914 abgespielt haben. Doch sie hatte sich mir eingebrannt und eine Narbe hinterlassen, die noch heute mich in Träumen schmerzt.

Ein trüber Nachmittag, an dem es schon früh dunkelte. Es war irgendwo am Tiergarten in Moabit, denn wir kamen vom Opa Salomon, der in der Finowstraße wohnte. Und dann geschah es: Die Straßenbahn kam dahergeschlingert, rasselnd, abscheulich quietschend. Und plötzlich schoß aus der Nebenstraße ein Pferdefuhrwerk. Ein schmetterndes Krachen, ein Splittern und Schleifen, dann eine kurze Stille. Und nun ein Schreien, endlos, voller Qual. Das Pferd!

Menschen rannten, ein Polizist mit Pickelhaube war da, winkte mit den Armen, kommandierte, Männer packten an, hoben, stemmten. Vergebens! Sie schafften es nicht, die Bahn war zu schwer.

Der Wagen stand schräg hochgerichtet, fast bis zur Hälfte über das niedergewalzte Pferd geschoben. Doch unter der Schnauze des Straßenbahnwagens krümmte sich der Hals des Tieres hervor. Ein langer, schmaler Hals, der sich bäumte. Ein Kopf, in dem zwei Augen zuckten. Ein Maul, aus dem es schrie und schrie.

Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Hause gekommen bin.

Ich weiß nur, daß ich tagelang im Fieber lag. Und träumte: von dem eisernen Ungeheuer, das Pferde fraß. Pferde, und die waren gut und lieb. Pferde waren Grebin



und Heimat. Pferde waren ein Stück vom Paradies. Sie fraß das Ungeheuer, das sich von selbst bewegte.

Ich sehe das schreckliche Bild noch heute vor mir. Und mir wird bewußt, warum mir fast übel wird, wenn ich einen Fortschrittgläubigen die Segnungen des technischen Zeitalters preisen höre.

Ich sehe den Cherub vor mir stehen, den mit dem flammenden Schwert.

## **Unterwegs zu der Quelle**

Vom Zoppoter Strand her war ich den Bach hinaufgewartet. Angst und Neugier hatten mich geschüttelt, als ich mich unter der Promenade durch die Betonfassung vorwärtstastete. Endlich wurde es wieder hell, Schilf rauschte im Wind. Jetzt lag die Wiese vor mir, hinter ihr die bewaldete Höhe mit dem Café Thalmühle.

Aus der Wiese kommt mir ein Nebenarm des Baches entgegen. Gelb quillt das Wasser aus dem Modergrund. Ein paar Schritte weiter zieht aus dem Erlengehölz tief-schwarz ein Rinnsal daher. Rotes Geringel unter der steilen Uferkante: tausendarmiges Wurzelgeflecht der Salweiden.

Behutsam wate ich weiter. Schon habe ich fast den Fuß der Höhe erreicht, da sehe ich das Unheimliche: Ein Mund ist da auf dem Grunde des Baches. Ein runder Mund, der lebt und atmet. Vorsichtig taste ich hin. Eine Quelle! Ruckweise stößt ihr Mund das Wasser heraus. Fast sieht es aus, als liege unter dem Sand ein Tier, das atmet; in langen, gleichmäßig tiefen Zügen atmet.

Mit dem Finger bohre ich in der Höhlung. Das Wasser trübt sich, wie Nebel zerweht es im ziehenden Bach. Nun steigt es wieder klar aus dem Grund. Und kalt ist dies Wasser aus der Tiefe, klar und kalt.

Ich habe mich in das Gras am Ufer gesetzt. Meine Au-

gen wandern den Bach entlang. Aus wieviel Quellen er sich speist! Ölig sickert es aus dem eisenhaltigen Wiesengrund, schwarz quillt es aus dem Moorwald. Und hier vor meinen Füßen pulst das Wasser glasklar aus der Tiefe.

Irgendwann ist es dort oben hinter der Villa Stolzenfels als Regen gefallen. Auf unsichtbaren Wegen rann es von dort hierher zu mir. Dort auf der Höhe ragen Buchen. Ich höre, wie auf dem Bahndamm, der sich hinter den Bäumen versteckt, ein Kohlenzug nach Gdingen rollt. Uner-schütterlich fest scheint der Boden. Er trägt Häuser und Eisenbahnzüge. Doch unten, in der Tiefe, da rinnt es und rieselt, fließt und quillt.

Damals stieß ich zum erstenmal auf die Quellen. Mein Verstand erfaßte es noch nicht. Ich ahnte nur dunkel, daß mich das Suchen nach dem Woher und Wohin nie wieder losließe. Heute, wo ich nicht mehr weit von der Höhe bin, an der mein Weg endet, begreife ich es. Ja, ich habe immer versucht, die Quelle zu erreichen. Auch wenn ich hier und da zur Seite streifte, wenn ich Rast hielt oder mich ablenken ließ, ich war doch nur immer unterwegs zu dem, den der Psalmist anruft: »Bei dir ist die Quelle des Lebens« (Psalm 36,10).

Der Bach dort bei Thalmühle ist mir heute Gleichnis.

Viele Quellen habe ich erfahren und durchschaut. Wonach mich jetzt verlangt? Nach der unerschöpften Quelle, aus der sich alles speist. Ich weiß jetzt: Sie ist mir Ursprung und Ziel ineins. Darum bin ich so unruhig. Ich werde erst Ruhe haben, wenn ich an ihr knie. Und staune. Staune, wie damals bei Thalmühle.

## **Der Vertraute**

Aus dem weißen Nebel meines frühen Tages steigen schattenhaft Umrissse von Erinnerungen. Eine Pusteb-lume, die mein Vater, der Vät-sch, mir pflückt. Mein glück-

volles Staunen, als er mit vollen Backen bläst und hundert weiße Mücklein fliegen.

Dann sehe ich ihn an einem Teich. Es ist die »Blanke Helle«. Da sitzt er hingekauert am Ufer und hält an langem Stock ein Eimerchen. Stichlinge umschwärmen es, jetzt wagt sich einer in den Hohlraum, kostet, ob das blanke Blech wohl schmeckt. Langsam, unendlich langsam hebt der Vätisch das Eimerchen an. Der Stichling merkt es gar nicht, daß er schon gefangen ist.

Zu Hause dann: der Mutti sprachloses Entsetzen, als der Vätisch die große Waschschüssel als Aquarium einrichtet. Doch dann hocken wir zu dritt vor dem Stückchen Natur, das da ganz dicht vor unseren Gesichtern sein Wesen treibt. Der große Stuchel birgt sich unter dem Busch Wasserpest, die kleinen quirlen ohne Scheu umher. Ich klatsche glücklich in die Hände. Das ist fast wie zu Hause in Grebin.

Noch heute zieren zwei mächtige Aquarien mein Wohnzimmer. Schimmernde Salmier aus dem Amazonas schwärmen durch das Kraut, Skalare ziehen ihre Brut groß, und ab und zu tummelt sich auch ein Schwarm neugeborener Zahnkarpfen. Doch wenn ich die Augen schließe, höre ich des Vätisch Stimme neben mir: »Kannst du die frischgeschlüpften Stuchel erkennen, Bub? Da, eben spuckt der Alte ein vorwitziges Junges zurück ins Nest!«

In meiner alten Bibel ist der Vers *Jeremia 3,4* unterstrichen: »Lieber Vater, du Vertrauter meiner Jugend!« Ich weiß, ich weiß: Da ist von Gott die Rede. Und noch dazu von seinem Grimm. Ich weiß, ich habe diese Worte aus dem Zusammenhang gerissen und ihnen Gewalt angetan. Denn ich habe sie auf meinen leiblichen Vater bezogen. Und an Grimm habe ich nicht gedacht.

Ich weiß aber noch mehr: Der himmlische Vater wird mir das nicht verdenken. Es war ja seine Vatergüte, die mir an meinem Morgen einen Vater zum Gefährten gab.

## Wenn ein Mann betet

Im Tiergarten war es schön. Wind rauschte in den Bäumen, Laub raschelte unter meinen Füßen. Auf dem Teich prahlten die Enten. Das war beinahe wie in Grebin.

Auch einen Opa hatte ich wieder. Nicht mehr den von Grebin, der war jetzt weit weg. Dafür hatte ich den Opa Salomon hier. Der konnte genauso schöne Geschichten erzählen – aus seiner Soldatenzeit.

Einmal hatte er mich mitgenommen zum »Großen Zapfenstreich«. Blauweiße Uniformen, wehende Federbüsche auf den Helmen, Fackeln. Dazu die Trommeln, das Zwitschern der Querpfeifen, Dröhnen der Trompeten, Hörner und Tuben. Und dann das Kommando: »Helm ab zum Gebet!«

Ich hatte gesehen, wie Großvater den Hut zog. Und dann, als sie bliesen »Ich bete an die Macht der Liebe«, da war ihm eine Träne über die verwitterte Wange gerollt.

Noch lange habe ich darüber nachgedacht.

Beten? Was ist das eigentlich?

Bei der Mutti war es wie Waschen, Zähneputzen, Essen. »So, jetzt Hände falten und beten!« Das gehört zum Tageslauf. Das tut man eben.

Beim Opa Salomon war das anscheinend auch so. »Helm ab zum Gebet!« Und dann steht man stramm vor dem lieben Gott. Und das ist wohl eine ernste Sache. Sonst hätte der langgediente Soldat nicht beim Beten geweint.

Ob die Oma betete? Ich wußte es nicht, hatte sie noch nie beim Beten beobachtet.

Doch der Opa Zechlin: der betete. Das hatte ich erlebt.

Ein kochendes Unwetter war über Grebin gezogen. Jetzt stand es grummelnd über der Weichsel. Durch die Wolken brach golden die Abendsonne. Es blitzte in tausend Tropfen. Und über die Wiesen spannte sich der Regenbogen.

Zarte Geigentöne kamen vom Hof. Leise trat ich zur Halbetür und spähte hinaus. Neben der Pumpe stand Großvater. Er sah in die sinkende Sonne und führte behutsam den Bogen über die Geige.

Jetzt setzte er den Bogen ab und faltete die Hände über dem Hals der Violine. Da war ich auf den Fußspitzen davongeschlichen. Fast hatte ich mich geschämt.

So also war das, wenn ein Mann betete.

Und dann hatte ich unauffällig Großvater beobachtet. Er war ein seltsamer Mann. Am Heiligen Abend war er nach der Bescherung in den Stall gegangen. Er hatte dem Vieh noch einmal Futter hingeschüttet und gemurmelt: »Seid zwar dumme Tiere, sollt aber auch merken, daß unser Heiland geboren ist!«

Ein merkwürdiger Mann, dieser Opa Zechlin. Er betete sogar mit den Tieren. An ihn muß ich immer denken, wenn ich in meiner alten Bibel das Wort lese: »Seid allezeit fröhlich, betet ohne Unterlaß!« (1. Thessalonicher 5,16–17).

Ist es wirklich so merkwürdig, wenn einer mit Gott lebt? Oder ist es nicht viel seltsamer, wenn einer meint, ohne Gott leben zu können?

## **Ihr seid mir fremd geworden**

»Meine Verwandten sind mir fremd geworden.« Wenn ich heute diesen Satz im Buche Hiob (19,13) lese, schmecke ich die laue Luft jenes Sommerabends. Wir saßen beim Abendessen, doch ich spürte, alles war heute anders. Drunten auf der Straße Unruhe, hier am Tisch seltsame Spannung. Ich wollte fragen, doch die Großen schoben mich weg. Sie redeten sich die Köpfe heiß, doch ich begriff nicht, was sie sagten. Opa sah meine Ratlosigkeit: »Es gibt Krieg, Bub! Die Feinde haben den Freund unseres Kaisers erschossen.« Das hatte er mir schon vor

Tagen erzählt. Da irgendwo in einem Land, das Österreich hieß, hatten sie einen Prinzen – oder so etwas ähnliches – ermordet. Und jetzt gab es Krieg? »Was ist Krieg?« Großvater lachte bitter auf: »Da schießen sie alle aufeinander.« »Sie schießen sich tot?« Opa nickte nur.

Dann war es dunkel geworden. Doch auf der Straße wurde es immer lauter. Menschen waren da unten, viele. Und sie sangen. Erst hörte ich nicht hin, doch dann verstand ich einen Satz: ». . . und treu die Wachtel am Rhein!« Treu, das war das Wort des Opas! Doch – konnten Wachteln treu sein? Wachteln gab es in Grebin, und Rebhühner. Sogar einen Wachtelkönig. Wie oft hatte ich sein eigentümliches Schnarren am Abend hinten im Felde gehört. Doch in Berlin gab es keine Wachteln. Und jetzt sangen die Leute da unten ». . . fest steht und treu die Wachtel am Rhein?« Ich fand mich nicht zurecht. Was war in die Großen gefahren? Sie schienen mir verrückt. Sonst hatten sie mich, sobald es dunkelte, ins Bett geschickt. Doch heute ging alles anders. »Komm auf die Straße hinunter!« Die Mutti hatte mich mitgezerrt. Menschen, Menschen! Sie liefen, sangen, lachten, weinten. Sie waren verrückt.

Und dann kam der Krieg! Er kam drüben aus der Kaserne. Zuerst ganz lustig, mit Trompeten, Pauken, Schellenbaum. Und wieder die »Wachtel am Rhein«. Dann Soldaten, Soldaten. Ganz anders heute als sonst. Keine blauen Waffenröcke, keine weißen Hosen. Grau alle, grau wie die wilden Enten, grau wie das Kopfsteinpflaster auf dem Gutshof in Grebin, grau wie die Friedhofsmauer. Mutti drückte ihnen Zigarren in die Hände, Tante Dora warf Blumen. Der Opa kaute auf seinem Bart: »Ein Jammer, daß ich zu alt bin, auszurücken!« Jetzt verstand ich auch ihn nicht mehr. Ausrücken wollte er? Er war doch sonst so tapfer?

Erst als ich vor Müdigkeit umfiel, trugen sie mich nach oben. Tante Dora wollte gehen. Ich sagte wie gewohnt:

»Atschö, Tante Dora!« Und sie fauchte mich an: »Das heißt nicht mehr Adieu! Von nun an grüßen wir: Gott strafe England!«

Sie vergaßen, mit mir zu beten. Ich faltete allein die Hände, schon im Dunkeln. Und betete für die armen Engel. Was mochten sie wohl ausgefressen haben, daß Gott sie strafen sollte?

## Saat und Ernte

Sie hatten den Väscht eingezogen. »Gott sei Dank, nur zur Feldpost!« Trotzdem mußte das Einziehen etwas sehr Schlimmes sein. Mutti hatte bitterlich geweint. »Ausgerechnet jetzt, wo ich –« Ich verstand nicht, was sie noch sagte, doch ich weinte mit. Mein Väscht mußte fort. Dann kam von ihm eine Feldpostkarte. »Er ist in Küstrin, da können wir ihn besuchen!«

Es fiel der Mutti offensichtlich schwer, in den Eisenbahnwagen zu steigen. Sie atmete schwer. Und als wir endlich Platz gefunden hatten, hielt sie sich mit beiden Händen den Leib. Doch meine Gedanken waren beim Väscht. Wie sehr hatte er mir gefehlt!

Dort auf dem Bahnsteig stand er und winkte. Er kam mir wie ein Fremder vor in seiner grauen Uniform. Doch seine Augen, seine Stimme: das war mein Väscht!

Die Mahlzeit in einer schlichten Schänke. Der Stuhl, den man mir bot, besaß nur noch drei Beine. Ich kippelte zur Seite, mein kleiner Finger geriet zwischen meinen Stuhl und den des Väscht. Ich schrie. Und auf mein Schreien schoß ein großer Hund unter dem Tisch hervor und biß mich in die Wange. Der Aufruhr, als sie den Hund zur Seite rissen! Der Väscht nahm mich hoch, ich war geborgen, wurde still.

Es war so schlimm nicht gewesen. Nachher wanderten wir hinaus vor die Stadt. Ein langer, hoher Wall, frisch-

grüner Rasen. Darunter eine alte Festungsmauer, ein tiefer, stiller Graben. Dichtes Gebüsch ringsum, wir haben eine Welt für uns.

Ich liege am Rande der Mauer, werfe kleine Äste hinunter und sehe, wie die Ringe auf der Wasserfläche sich ausbreiten. Dann ist das Wasser wieder glatt. Der Himmel spiegelt sich darin, die Wolken. Und mein Gesicht, ganz klein, weit weg, über einer groben Mauer.

Ich höre hinter mir den Vätsch und die Mutti flüstern. Sie haben sich ganz lieb. Dann ist da kein Flüstern mehr, kein Rascheln. »Bub, fall mir da ja nicht hinunter!« Vorsichtig schiebe ich mich zurück, richte mich nun auf, drehe mich um. Der Vätsch scheint erhitzt. Nun ja, es ist ein warmer Herbsttag. Die Mutti streicht den weinroten Samt ihres weiten Rockes glatt. Vätsch hilft ihr auf, mühsam zieht sie sich an seiner Hand hoch. Doch ihre Augen leuchten.

Viel später erkannte ich, daß sie schon damals meinen Bruder unter ihrem Herzen trug. In Flandern mähte der Tod. An der Marne rauschte die Sense durch die fallenden Halme. Doch im Verborgenen keimt neue Saat. Es gilt noch immer die Verheißung: »Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte« (1. Mose 8,22).

## **Mein Bruder Abel**

Kalt war es, und hoch lag der Schnee. So kurz war der Tag gewesen, so lang war diese Nacht. Schreit da nicht ein Kind auf der Straße? Das wird Röschen sein, die plärrt immer so, ist eine rechte Heulsuse. Was die wohl jetzt auf der Straße tut, mitten in der Nacht?

Kommt da nicht ein Stöhnen von nebenan? Und das, das ist doch die Stimme von Onkel Doktor Moses? Und jetzt schreit es ganz laut. Ein helles, jämmerliches Schreien. Aber nicht auf der Straße, nein, nebenan.

Licht bricht herein. Vättsch steht in der Tür. »Komm, Bub, sieh dir dein Brüderchen an!« Doktor Moses wäscht sich da drüben die Hände. Jetzt sagt er etwas zu einer fremden Frau, die eine weiße Haube auf den hellblonden Haaren trägt. Mutti liegt im Bett, ganz still. Und in ihrem Arm – das, was da schrie. Und noch immer schreit, immerzu nur schreit. Was will der hier? Ich mag ihn nicht. Die Muttsch hat er mir schon gestohlen, das merke ich. Er wird mir auch den Vättsch noch stehlen. Und ich höre mich schreien: »Weg mit dem! Ich will meine Muttsch alleine haben!«

»Du bist nun unser Großer!« Wie warm die Hand des Vättsch auf meinem Nacken liegt. »Sieh mal, der Kleine da ist noch ganz dumm und hilflos.« So ist es. So ist es oben bei Wehlings, drüben bei Kühls: Immer muß der Große auf den Kleinen aufpassen, ihm helfen, ihm abgeben. »Der Kleine ist noch dumm, der konnte nicht wissen – aber du! Du hättest achtgeben sollen, du hättest, hättest –!«

In jener Januarnacht ahnte ich dunkel, was da auf mich zukam. Immer würde ich von nun an Verantwortung tragen, für den Kleinen, für das Dummchen. Immer würde ich Vorwürfe hören: Du hast versagt, dir darf man ja keinen anvertrauen. Auf dich ist kein Verlaß.

Und an all dem ist der Kleine schuld, den ich mir nicht gewünscht habe, der jetzt zwischen mir und der Muttsch steht, mit dem ich alles teilen muß, sogar meinen Vättsch.

Zwei Jahre später: Ich verstand im ersten Augenblick, als Herr Baltz uns in der Religionsstunde von Kain und Abel erzählte (1. Mose 4). Ich war Kain. Ich sah scheel auf meinen Bruder Abel. Denn der stand wie ein Schatten zwischen mir und meinem Vättsch. Er hatte mir den Vättsch gestohlen.

Und ich erinnere mich, daß ich zu Hause mich heimlich im Spiegel betrachtete. War auf meiner Stirn schon etwas zu sehen? Von dem Zeichen des Kain?

## Schneewasser

Was für kuriose Schaltungen mag es in meinem Hirn geben! Da lese ich im Buche Hiob 9,30 die bildhafte Redewendung: »Wenn ich mich gleich mit Schneewasser wüsche« – und denke an meinen ersten Schultag. Schneewasser!

Der Winter hatte grimme Kälte und viel Schnee gebracht. Weit schlimmer: Wir hatten gehungert, daß die Schwarte knackte. Nur eins war überreich vorhanden: Kohlrüben. Die gab es quer durch den Tag, als Aufstrich zum klitschigen Frühstücksbrot, als Mittagssuppe und am Abend als Hauptmahlzeit.

Mein erster Gang zur Schule: Eis, Schnee und Matsch. Mutti hielt mich fest an der Hand. Daß ich nur nicht in den Schmutz patschte! Ich trug ja Schuhe aus Holz und Papier. Dicke Sohlen aus Holz, das Oberleder aus Papiergewebe. Wärmte gar nicht schlecht, solange es trocken blieb. Doch wurde es naß, dann weichte es weg wie – nun eben wie Papier.

Ich rümpfte die Nase. Wie unangenehm es in der Schulklasse roch: nach geöltem Fußboden, nassem Schwamm, Schweiß, Angst. Gut, daß die Mutti neben mir stand.

Zwischen all den Muttis Jungen wie ich. Wir schnitten uns Gesichter. Was der Lehrer fragte, berührte uns nicht. Die Muttis antworteten. Dann war das vorbei. Der Lehrer klatschte in die Hände. »Und nun bitte ich die Mütter, sich in die leere Klasse nebenan zu begeben.«

Wir waren unter uns. Ich duckte mich in meine Bank. Die andern taten es genauso. Das feste Holz bot Schutz. Der Lehrer da vorn? Er war so groß, hatte riesige Knochenhände. Wenn der zuschlug!

Doch er erzählte! Und langsam wurde es still. Wir scharrtten nicht mehr, rucksten nicht mehr herum, wir lauschten. Fein konnte er erzählen. Und plötzlich fand ich Gefallen an der Schule.

Schon war die Stunde vorbei? »Morgen wieder, liebe Jungen!« Er riß mit ungelenker Bewegung die Tür auf, rief die Mütter. Die stürzten sich wie ein Schwarm aufgescheuchter Glucken auf ihre Sprößlinge. Auf dem Heimweg wieder Schneehügel, Schneewasser, Matsch.

Doch meine Gedanken waren noch immer bei dem Lehrer. Herr Baltz hieß er. Und ich hatte ihn in mein Herz geschlossen, wegen seiner schönen Geschichten. Wer so erzählen kann, dem muß man gut sein.

## Der Hamster

Herr Baltz hatte uns von den Vögeln unter dem Himmel erzählt, und von den Lilien auf dem Felde, Matthäus 6,26: ». . . und euer himmlischer Vater nähret sie doch.« Warum ich mich so gut an diese Stunde erinnere? Weil ich bei dem himmlischen Vater, der sie alle ernährt, meinen Vätsch vor mir sah! Meinen Vätsch mit seiner prallen »Hebammstasche«.

Sommerabend auf dem Balkon. Der junge Mond stand über der Kissinger Straße. Die Ranken der Winden und Wicken warfen scharfe Schatten auf den Balkontisch. Mutti und ich saßen ganz still. Wir warteten auf den Vätsch.

Der war jetzt bei der Bahnpost. Einen Tag fuhr er nach Eisenach, den Tag darauf kam er zurück. Und jeden dritten Tag hatte er frei. Da gehörte er mir.

Mutti sah auf die Uhr. »Er muß bald kommen.« Und da sah ich ihn schon: Er kam um die Ecke, ein kleiner Mann mit überlangem Schritt. Und in der Hand die Hebammstasche.

Wir liefen zur Tür. Seine Schritte kamen die Treppe herauf, nun war er da. Klaps und Kuß: »Schon gut, Jungchen, schon gut!« »Und morgen hast du für mich frei?« »Morgen bin ich für dich da, dann gehen wir in die Rauhen Berge!«

Auspacken in der Küche. Was da alles aus der Hebammstasche herauskam: Bauernbrot, Erbsen, Bohnen; dann ein Pfund Butter, in einem Steintopf gut verwahrt. Und als Krönung eine Scheibe fetter Speck.

»Wie hast du das nur angestellt?« »Ach, frag nicht!« Vättsch wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Ich bin den ganzen Abend unterwegs gewesen, hatte mir ein Rad geborgt, bin über die Dörfer gefahren.« Er ließ sich auf den Küchenstuhl fallen. Mir schien, als sehe er blaß aus.

Erst später, als ich erkannte, daß er schon damals krank war, begriff ich, welche Mühe es ihn gekostet haben muß, für uns zu sorgen. Damals sahen wir nur das, was vor Augen war: Vättsch hatte für uns gehamstert. Er würde es schaffen, uns durch den Hungerkrieg zu bringen. Nein, es wundert mich nicht, daß ich den Vättsch vor mir sah, als Herr Baltz uns vom himmlischen Vater erzählte.



## Er betet mit den Tieren

Der Opa in Grebin war auch so ein himmlischer Vater. Der Jubel, wenn ein Paket von ihm ankam: die Mutti mit Schürze und Schere; der Dicke, wie ich den Bruder nannte, auf der Tischkante, mit der Zungenspitze lüstern die Lippen leckend. Der Vätsch, wenn er grade daheim war, in Pantoffeln, Kopf eingezogen, Hände reibend. Und dazwischen quirlte ich herum, jedem im Wege.

Kostbarkeiten für den Magen kamen ans Licht. Sorgfältig verpackt ein paar Weckgläser. »Sülze!« Vätsch machte gleich eins auf, gab uns zum Kosten. Mutti zog die Brauen hoch: »Was ist denn das für Fleisch?« Der Vätsch kaute genießerisch: »Vom Karnickel!« Tatsächlich, es war Kaninchensülze.

Und plötzlich sah ich den Opa Grebin vor mir. Wie er bedächtigen Schrittes in den Stall kam. Jetzt stand er vor den Karnickelställen, wiegte das spitze Messer in der Linken. Er nickte dem großen Belgier, dem mit den Schlappohren, zu: »Tja, Nuckelchen, jetzt bist du dran.« Der Opa zuckte die Schultern. »Du sollst wissen, daß ich das jetzt gar nicht gern tue. Aber ich muß es machen. Weißt du: damit meine Leute in Berlin überleben könne.« Er öffnete den Stall, ergriff Schlappohr und hob den Zappelnden hoch. »Ach, es ist schon eine verrückte Welt: Das eine muß sterben, damit das andere leben kann!«

So hatte ich es beobachtet, in den letzten Ferien, im Stall zu Grebin. Ich hatte hinten im Heu gelegen. Der Alte hatte mich nicht bemerkt. Sicher hatte er auch mit diesem Karnickel hier vorher gesprochen. Er war nun einmal so. Es hätte mich nicht verwundert, wenn er mit dem Schlappohr gar gebetet hätte. Ich bin mir heute noch nicht sicher, ob er nicht zumindest für das Schlappohr gebetet hat. Römer 8,21: »Denn auch die Kreatur wird frei werden von der Knechtschaft des vergänglichen Wesens.«

## Treber

Als Herr Baltz das Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählte, hatte ich keine Ahnung von Trebern. Wein war mir unbekannt. Ich kannte nur den wilden Wein, der sich an unserer Hausecke hochrankte.

Und doch konnte ich mir Treber gut vorstellen.

Gleich um die Ecke, in unserem Wohnblock, nur in der Sachsenwaldstraße, war ein Fleischerladen. Dort gab es einmal in der Woche Pferdefleisch. Ohne Marken! Schon Stunden zuvor stand vor dem Laden eine Menschen Schlange. Frauen, Alte, Halbwüchsige. Sie standen, hockten, warteten. Und sie hungerten. Und vor Hunger rupften sie sich Zweiglein von dem großen Lebensbaum, der da stand. »Tuya orientalis!« hatte mir der Vätisch erklärt. Woche um Woche warteten sie, hungerten, rupften. Bald war das Pflaster grün verfärbt. Weil die Kauenden den scharfen Saft der Tuyatriebe ausgespuckt hatten. Und je grüner die Steine sich färbten, desto kahler wurde der Baum. Als es Frühling wurde, stand da nur noch ein kahler Besen, braun, verdorrt, tot. »Tuya mortalis!« sagte der Vätisch und versuchte es mir zu erklären. Ich verstand noch nichts von Latein. Aber Treber! Davon hatte Herr Baltz erzählt. Der verlorene Sohn da: der hatte auch so gehungert und begehrte, seinen Bauch mit Trebern zu füllen (Lukas 15,16). Da in der Sachsenwaldstraße hatte er gewartet, ob etwas für ihn abfiele. Und er hatte vor Hunger Treber gegessen, dort vom Lebensbaum.

## Und fahren dahin

Ich sinne zurück. Mutter wirtschaftet am Herd, ich sitze auf dem Fensterbrett des Küchenfensters, habe mich weit nach hinten gelehnt und blicke hinauf zum Himmel.

Ganz anders wirkt die Welt, wenn man sie so verkehrt herum betrachtet.

Wie eng ist der Lichthof, zu dem sich das Küchenfenster öffnet. Kahl und grau steigen die vier Wände empor. Wie ein Kamin, nur eben weiter. Hoch oben das gleichmäßige Viereck des Himmels.

Die Sonne steht schon tief, die Mauern des Hofes drohen dunkel. Um so heller die weißen Haufenwolken, die dort oben vorbeiziehen. Sie tauchen links über den Dachrand, schweben über das Geviert, verschwinden rechts an der Dachkante. Ein Spiel ohne Ende, Wolke auf Wolke, Himmelsblau auf Himmelsblau.

Und plötzlich kehrt sich alles um: Der Himmel steht fest, die Wolken sind unverrückbar, ich aber fahre, fahre mit dem Haus, fahre mit dem Häuserblock, fahre mit meiner ganzen festen Welt unter diesem Himmel hin!

Ich erinnere mich, wie ich erschrak. Mir wurde schwindlig. Ich preßte meinen Nacken hart gegen den Fensterrahmen. Da war doch etwas Festes! Aber nein, ein Blick nach oben erzeugte mir aufs neue die Vorstellung: Du fährst! Du fährst mit dem ganzen Haus unter dem Himmel hin.

Ich raffte meine Kraft zusammen, riß meinen Blick von den Wolken dort oben los, beugte mich zurück in die halbdunkle Küche. Dort der Küchenschrank mit irdenem Geschirr, links der massige Herd, selbstsicher prahlend mit harten Kacheln. Und dort die Mutter am Spültisch. Eine feste Welt wie eh und je.

Jene Illusion damals: Der Himmel steht, du aber fährst! Sie war meine erste Erfahrung von Relativität. Nicht, daß ich das Wort oder gar seine Bedeutung schon gekannt hätte. Aber ich spürte: Es kommt auf dich an, auf deine Vorstellung von dem, was fest und was bewegt ist.

Hinterher habe ich über mich selber gelächelt. Was man sich so einbilden kann!

Heute lächle ich nicht mehr. Ich weiß, daß ich mir nur

einbilde, meine Welt sei fest und stehe unerschütterlich. Nein, ich fahre, ich fahre dahin unter den Wolken des Himmels (Psalm 104,2–3).

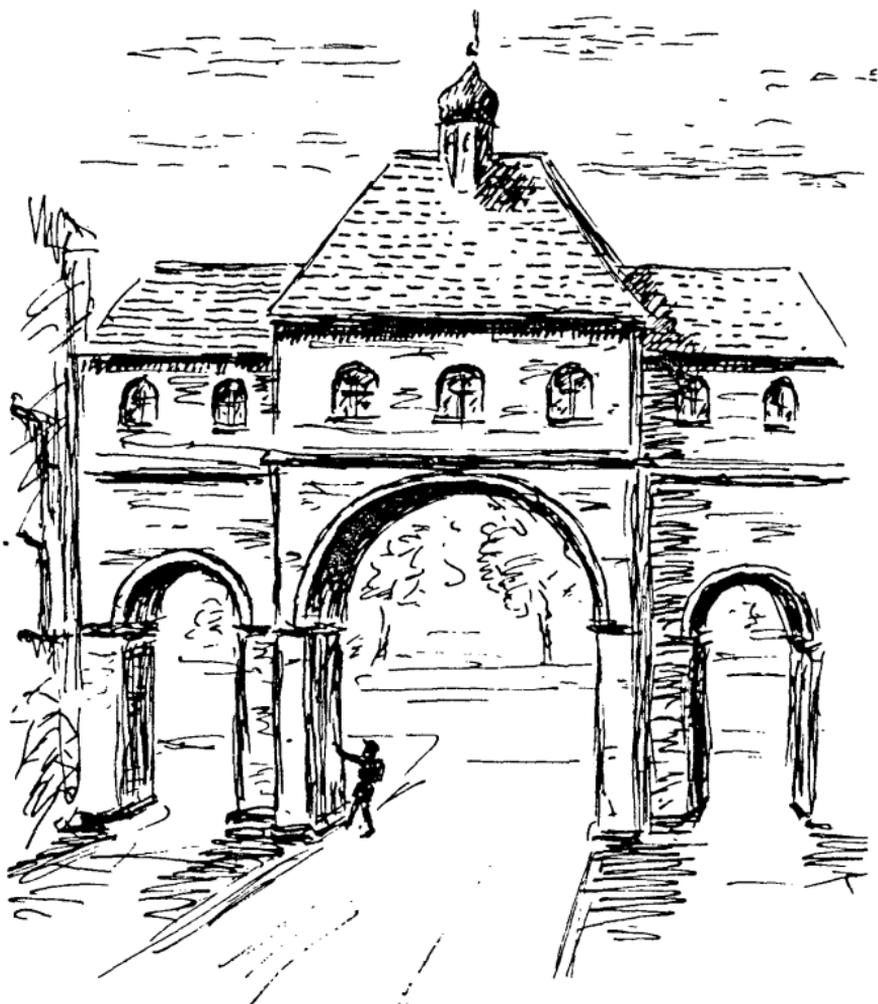
Es war nicht ein Trugbild kindlicher Einbildsamkeit, damals, dort in der Küche zu Berlin. Es war blitzartige Intuition eines kindlichen Herzens, das der Wahrheit näher kam.

## **Eine Handbreit**

Als sie zu Beginn des Jahrhunderts das Lauenburger Viertel in Berlin-Steglitz planten, hatte sich der leitende Architekt etwas Besonderes einfallen lassen. Gegenüber dem »Lauenburger Teich« wölbte sich das Lauenburger Tor über die Horst-Kohl-Straße. Die Städteplaner konnten nicht ahnen, daß Jahrzehnte später ein Junge dieses Tor seinen eigenen Zwecken dienlich machen würde.

Pfingsten war vorüber, der erste Schultag nach den kurzen Ferien war geschafft. Mein Weg nach Hause führte mich durch das Lauenburger Tor. Unter der Wölbung der Hauptdurchfahrt machte ich halt. Der Schulranzen wurde abgestellt. Ich suchte in meinen Hosentaschen herum: Bindfaden, ein Klumpen Teer, zwei Schrauben – da hatte ich es: das Stück Kreide, das ich aus der Schulklasse mitgenommen hatte. Und nun malte ich neunundvierzig Striche an die wettergeschützte Wand unter dem Tor. So viele Striche, wie noch Tage waren bis zum Beginn der großen Ferien.

Tag für Tag verhielt ich jetzt unter dem Tor den Schritt. Tag für Tag feuchtete ich den Zeigefinger an den Lippen an und wischte einen Strich weg. Bald empfand ich dies schlichte Tun wie eine feierliche Handlung. Ich fühlte dumpf: Nicht Striche waren es, die ich löschte, es waren Tage. Jeder ausgewischte Strich ein Tag, der vergangen war, vorbei, weg und aus, unwiederbringlich.



Ich sehe ihn heute wieder vor mir, diesen schlacksigen Jungen mit der schwarzen Sextanermütze des Gymnasiums. Jeden Tag steht er da unter dem Tor, feuchtet den nicht ganz sauberen Zeigefinger an und löscht wieder einen Tag aus.

Unheimlich wird mir heute, wenn ich mich erinnere, wie mich das damals freute. Wieder ein Tag weg! Nur noch dreißig, nur noch zwanzig Tage. Bald ist es geschafft, nächste Woche gibt es Ferien; übermorgen, morgen fahren wir nach Hause, nach Grebin!

Damals fühlte ich nur Freude. Es lagen ja so viele Tage noch vor mir. Ich hätte alle Wände des Lauenburger Torres mit ihnen bedecken können.

Heute? Ein Finger hat einen um den anderen ausgelöscht. Keine Frage: Die meisten sind weg, ein Bruchteil ist mir noch geblieben. Ich kann sie nicht einmal zählen.

Psalm 39,6: »Siehe, meine Tage sind eine Handbreit bei dir, und mein Leben ist wie nichts vor dir.«

Man könnte darüber wehmütig werden. Tatsächlich wird mancher darüber sogar schwermütig, daß da ein Finger ist, der Tag für Tag wegstreicht.

Ich aber kann mich freuen. Genau wie damals. Es geht auf die Großen Ferien zu!

Ein Tag, der sagt dem andern,  
mein Leben sei ein Wandern  
zur großen Ewigkeit.

Mein Heim ist nicht in dieser Zeit. Grund zur Freude!

## **Auf der Kleinbahn**

Vor dem Werderschen Tor, dort, wo Langgarten sich in die Schrebergärten verlor, lag der Bahnhof der »Westpreußischen Kleinbahngesellschaft«. Schmalspurgleise, Weichen, die mit Hand gestellt wurden. Signale waren überflüssig. Man verständigte sich mit Zuruf, Trillerpfeife, Blinklaterne.

Stundenlang konnte ich zusehen, wenn die asthmatisch schnaufende Bilderbuchlokomotive die wackelnden Güterloren rangierte. Jetzt wurde der Personenzug zusammengestellt. »Zug nach Gemlitz – einsteigen!«

Die grünen Bastionen der Festung Danzig, dann die weite Niederung. Haltepunkt »Knüppelkrug«: Dort drüben hatte mein Vorfahr Peter Striepling als Krüger seinen Lebensabend verbracht, nachdem er des unruhigen Treibens als Fahrensmann und Schiffseigner überdrüssig geworden war.

Trillerpfeife, Schnaufen der winzigen Lok, weiter ging es auf den ausgefahrenen Schienen. Ich saß auf der Platt-

form des letzten Wagens und ließ die Beine baumeln. Pitsch! machte es, wenn Kratzdisteln oder Nachtkerzen gegen meine Schuhe peitschten. Der Wagen schlingerte und stampfte, wenn es über die unebenen Schienenstöße ging.

Ich saß und schaute und kam ins Träumen. Wie da unter mir die Gleise aus dem Nichts herauswuchsen! Fast war's mir, als zog man sie aus mir heraus, endlos. Und dann, kaum daß sie mir ins Blickfeld gekommen waren, flohen sie davon. Immer nur weg von mir! Merkwürdig, wie sie sich dabei näherten. Ich wußte doch, daß sie parallel liefen; doch die Augen sahen es anders. Immer enger wurden die Gleise, je weiter sie sich mir entfernten. Und dort ganz hinten liefen sie ineins.

Knüppelkrug war längst nicht mehr zu sehen. Scharfenberg sang der Schaffner aus, dann Sperlingsdorf. Und noch immer saß ich rückwärts auf der Plattform. Wie gebannt starrte ich auf die Welt, die an mir vorbeizog. Was kommen sollte, sah ich nicht, da der breite Wagen es mir verdeckte. Die Zukunft war mir verborgen. Erst wenn die Dinge dort neben mir ankamen, gerieten sie in meinen Blick. Und zogen sogleich weiter, weg von mir, unwiederholbar weg. Um schließlich dort hinten, wo das Schienenpaar zusammenfloß, zu vergehen. Vergangenheit.

Heute ist das Bild mir klar. Damals ahnte ich nur dunkel, was es künden konnte. Ich erinnere mich, daß ich fröstelte, trotz Sommerhitze. Daß ich immer nur sah, was gegenwärtig war! Daß Gegenwart sogleich verging, daß Zukunft meinem Blick verborgen war und doch unausweichlich auf mich zukam.

Und ich erinnere mich, daß ich aufsprang, das Frösteln abschüttelte, mich in den Schultern straffte. Nein, ich wußte, wohin die Fahrt ging! Selbst wenn ich rückwärts saß und so nicht sehen konnte, was da vorne kam. Ich wußte, auch wenn ich es nicht sah: Dort vor mir lag Grebin! Ich kannte das Ziel, das Zuhause.

Ich brauchte nicht hinzusehen. Ich konnte die Augen schließen und wußte doch: Jetzt fahren wir über die Kreuz-Chaussee. Das Rumpeln und Schlingern jetzt: Es geht über die Weiche des Ausweichgleises. Und jetzt sind wir da, zu Hause!

Ich sehe mich wieder auf der Plattform sitzen, rückwärts blicken. Ich sitze, fahre dahin, schaue zurück. Ich sehe, wie alles, was war, dort hinten zusammenschmilzt, schrumpft, zum Punkt wird: »... denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon« (Psalm 90,10).

Ich weiß, daß die Fahrt einmal ein Ende haben wird. Daß dann nichts mehr aus dem Schoß der Zukunft heraufsteigt, nichts mehr gegenwärtig wird, vorbeizieht und vergeht. Ich weiß, daß diese Fahrt ein Ende hat, daß ich aussteigen muß.

Und ich fürchte mich trotzdem nicht. Es geht nach Hause!

## **Der Weberknecht**

Grebin war ein kleines Dorf. Eigentlich bestand es nur aus dem Rittergut und den dazugehörigen Katen. Sonst gab es nur noch die Mühle, den Laden der alten Knaakschen, ja, und die Schule.

Zwei Klassenräume vom Flur rechts, gradeaus die dunkle Küche, zweieinhalb Zimmer im Erdgeschoß. Oben zwei Giebelstübchen und – die Okenkammern. Das waren die Dachschrägen neben den Giebelstuben. Sie waren niedrig und schmal, im Sommer dumpf und heiß; im Winter fror es dort Stein und Bein. Die eine Okenkammer gehörte mir. Sie war meine Welt.

Hier stapelte sich die Vergangenheit. Uraltes Spielzeug, ein Realienbuch mit Holzschnittbildern, »West-

preußens Sagenschatz« und »Die Ordensritter in Preußen«.

Und grade als ich da schmökerte, lief mir der Weberknecht über den Weg. Genauer gesagt: über den Nacken. Ich fuhr mit der Hand nach dem krabbelnden Etwas: Sieh da, ein Weberknecht. Er hatte etwas abbekommen. Bei meinem Zugriff hatte er zwei seiner endlos langen Beine verloren. Mit dem Rest, der immer noch zu reichen schien, humpelte er nun davon. Die beiden abgebrochenen lagen auf meiner flachen Hand und – zappelten!

Grauen kroch mir den Rücken herauf. Ein abgebrochenes Bein, das zappelt! Unheimlich war das, abscheulich. Ich schleuderte das zählebige Gebein weit weg.

Doch bei Kindern wechselt die Stimmung schnell. Wie komisch der Invalide da auf seinen Restbeinen davonhumpelte! Verrückt sah das aus, urkomisch. Was rannte er nur? Ach ja, er hatte Angst vor mir. Aus Angst hatte er sich die Beine ausgerissen, aus Angst hinkte er mit aller Kraft davon, aus Angst verkroch er sich da hinten im Dunkeln.

»Der reißt sich noch die Beine aus!« Verdutzt hob ich den Kopf. Das hatte gestern der Großvater gesagt. Richtig: auf den Versicherungsagenten! Weil der Tag und Nacht unterwegs war, um Verträge abzuschließen. Das Jahr zuvor war er auf dem Rad herumgestrampelt. Jetzt kam er zweispännig in einer Kutsche daher. Er redete und redete. Und zappelte dabei, konnte nicht einen Augenblick ruhig bleiben. »Der reißt sich noch die Beine aus!«

Und plötzlich sah ich ihn vor mir: die Beine ausgerissen, aber mit den Armen schiebt er sich weiter, krallt sich mit den Händen fest. Wo ist das Geld? Wo?

Zum erstenmal dämmerte mir, daß es nicht auf unser Rennen und Laufen ankommt. Ich fühlte, daß jener Agent Angst hatte. Angst, zu spät zu kommen, nicht genug zu kriegen. Angst, daß es eines Tages vorbei sein könne, mit allem. Angst, was dann wohl werde?

Ich denke an jenen Weberknecht dort in der Okenkammer. Aber ich sehe viele Weberknechte vor mir. Sie haben nur zwei Beine. Und reißen sie sich aus. Weil sie Angst haben. Weil sie in der Menschen Hände gefallen sind.

2. Samuel 24,14: »Es ist mir sehr Angst; aber laß uns in die Hände des Herrn fallen, denn seine Barmherzigkeit ist groß; ich will nicht in der Menschen Hand fallen.«



## Die Arche Noah

Sobald das Stichwort Arche fällt, sehe ich sie vor mir, wie sie damals in Grebin vor mir stand: Ein rechteckiger Kasten von acht mal zwanzig Metern. Die Tannenstämme, aus denen sie gefügt war, grob mit dem Zimmermannsbeil zurechtgehauen. Fenster darin, klein, mit anklappbaren Laden. Zwei mächtige Kastanien davor, eine Weißdornhecke als Seitenschutz, Ligusterhecken, Blumenrabatten, eine Hainbuchenlaube.

Jahr für Jahr kalfaterte Großvater die Risse zwischen den Stämmen mit gedrehtem Werg, verpichte sie mit zähem Pech, strich das Holz mit schwarzbraunem Karbolium.

Im Sommer war es in der Arche angenehm kühl, im Winter wohlig warm. Nur nach obenhin glich das Schulhaus Grebin nicht der biblischen Arche (1. Mose 6). Es trug ein Ziegeldach, Giebelfenster nach West und Ost, von den Okenkammern erzählte ich schon.

Auch von den Weberknechten, die da hausten. Doch sie waren nicht die einzigen Lebewesen, die sich in die Arche flüchteten. In den Fugen steckten Asseln und Ohrwürmer. Es machte mir Spaß, sie mit einem dünnen Stäbchen aus ihren Verliesen aufzustöbern. Ovale Löcher verrieten, daß die Larven von Weidenbohrern sich nach Jahr und Tag den Weg ans Licht gesucht hatten. In ihren verlassenen Gängen hausten Mauerbienen und eine merkwürdige kleine Wespenart. Wenn die Sonne die Westwand wärmte, konnte ich die harlekinsfarbene Springspinne beobachten, wie sie die Fliegen beschlich. Im wilden Wein sammelten sich abends die Spatzen, unter dem Dachüberhang nisteten Mehl- und Rauchschwalben. Von Katze und Hund will ich nicht reden. Aber wenn es die Eisheiligen ernst meinten, dann kam die Glucke mit den frischgeschlüpften Küken in die Küche. Manchmal sogar die Jungenten und Gössel. Und wenn winters die Apfelbäume vor Frost krachten, dann

rumorte unter den Dachpfannen der Marder bei der Jagd auf Mäuse.

In meiner Arche tat sich schon was.

In ihr war meine Mutter aufgewachsen, meine Großmutter. Generationen von Schulkindern hatten hier gelernt, das Einmaleins und die Zehn Gebote gelernt. Die Arche hat das alles überlebt. Sie überlebte auch die Sintflut von 1945. Sie steht noch immer fest und ungeschlachtet auf dem Hügel von Grebin. Er ist ihr Ararat, zehn Meter über Normalnull. Doch das ist viel, wenn alles Land ringsum unter dem Meeresspiegel liegt. Andere Kinder spielen dort jetzt, der Lehrer unterrichtet in polnischer Sprache. Die Arche ist mit grünem Karbolineum gestrichen. Sie ist noch immer meine Arche.

## Die Angelpredigt

Es war ein schwüler Augusttag. »Komm, Bub! Nimm deine Angel, heute beißen die Hechte.« Und dann stand ich mit Großvater an der Mottlau, unterhalb der Riedwand. »Hier hatte ich neulich einen mächtigen Hecht am Haken; hat sich aber losgeschlagen. Vielleicht haben wir heute –«

In diesem Augenblick biß er bei mir an. Ich spürte es sofort: Das war ein großer Fisch. »Ich habe ihn!« jubelte ich. »Ich habe ihn!« Und dann kam es anders, als ich dachte. Der Fisch zog mich die Uferböschung hinunter. Ich hielt krampfhaft die Angel, suchte verzweifelt zwischen Schierling, Lattich und Brennesseln Halt zu gewinnen. Der Fisch war stärker.

Dann war Großvater da, nahm mir die Angelrute aus der Hand, begann den Hecht kunstvoll zu drillen. Ich konnte aufatmen.

Ja, es war der ganz Große! Als er oben auf dem Leinpfad lag, konnten wir ihn bestaunen.

Zu Hause dann: Großmutter schlug die Hände überm Kopf zusammen. »Den Riesenkerl hat der Jung' gefangen?« Ich bekam einen roten Kopf, Großvater lachte. »Er hatte den Fisch, dann hatte der Fisch ihn.« So war es gewesen. Ich hatte gemeint, ihn zu haben, aber er hatte mich gehabt.

Großvater zog mich zu seinem Bücherschrank, langte einen rot eingebundenen Prachtband heraus. »Faust« konnte ich eben noch entziffern. Großvater blätterte, jetzt hatte er's gefunden: »Den Teufel spürt das Völklein nie, und wenn er sie beim Kragen hätte.« Großvater schlug das Buch zu. »Sagt Mephisto in Auerbachs Keller. Habt ihr in der Schule noch nicht gehabt. Aber jetzt weißt du Bescheid. So ist das: Der Mensch meint, den Teufel gebändigt zu haben; doch es ist genau umgekehrt: er hat uns beim Kragen.«

Sonntag hatte Opa zu predigen, da der alte Pfarrer erkrankt war. Ich rutschte auf meinem Platz hin und her. Denn Großvater begann mit dieser Angelgeschichte. Alle, die da saßen, kannten mich. Und nun traf mich manch lachender Blick. Doch jetzt kam Großvater zur Sache. 1. Johannes 5,12: »Wer den Sohn hat, der hat das Leben. So einfach ist das? Wer hat, der hat? Wer hat denn wen?« Und nun kam der Satz Mephistos. Ich weiß nicht mehr, was Großvater dazu im einzelnen brachte. Doch das Folgende ist mir noch lebendig: »Wir meinen zu haben. Wir meinen, den Teufel am Kragen zu haben, und er hat uns! Wir bilden uns genauso ein, Gott im Griff zu haben: Wir sind ja getauft und christlich erzogen. Ich zahle meine Kirchensteuer, gehe regelmäßig zur Kirche. Ich halte die Zehn Gebote von Jugend auf und bin ein Musterchrist. Ich habe also – den Sohn!« Großvater machte eine Kunstpause. Dann, leise und verhalten: »Wirklich? Habe ich Christus? Oder – hat er mich? Es ist doch so: Er hält mich. Darum lebe ich, hier und dereinst. Liebe er mich los, ich fiele ins Bodenlose.« Und dann be-

ging Großvater eine seiner Eigenwilligkeiten. Er las den Text plötzlich anders: »Wen der Sohn hat, der hat das Leben!«

Ein seltsamer Opa war das. Besonders, wenn er als Lektor auf der Kanzel stand. Ich zweifle, ob seine kirchlichen Oberen seiner Dogmatik in allen Punkten zugestimmt hätten. Doch er sah Gottes Hand im Alltag. Alles war ihm Gleichnis und Bild. Allüberall stieß er auf Gottes Fußspur: selbst dort auf dem Deich an der Mottlau.

Und er behielt seine Entdeckungen nicht für sich. Er stieß mich mit der Nase drauf: »Da, Bub! Bück dich! Gott ging vorbei!«

## **Der Tagedieb**

Im Kramladen der Knaakschen war auf die weißgescheuerten Dielen feiner Sand gestreut. Im Flur, hinter der Halbetür, hatten Rauchschnalben ihr Nest. Hinter dem windschiefen Häuschen wirkte Peters in seinem Karnickelstall. Dicht an dicht standen die Boxen. Chinchillas hier, dort Riesen, und da drüben die Belgier. Wie bei einer großen Karnickelschau. Ich war hingerissen.

»Komm, Bub, Großmutter wartet schon mit dem Abendessen!«

Unterwegs war ich mit meinen Gedanken noch immer bei Peters. »Sag mal, Opa, wovon lebt eigentlich Peters?« »Vom Stehlen!« Ungewohnt hart klangen Großvaters Worte. Er mochte es selber spüren und erklärte: »Ja, Peters stiehlt Gott den Tag!« Das war mir zu hoch. Großvater bemerkte es. »Weißt du, Bub, Peters war der begabteste Schüler, den ich je vor mir sitzen hatte. Als er mit der Schule fertig war, fuhr ich mit ihm nach Marienburg. Ich wollte ihm dort bei der Präparandie, in der die Anwärter für das Lehrerseminar vorbereitet werden, einen Frei-

platz verschaffen. Tatsächlich wurde ihm ein Stipendium gewährt, gleich im Herbst könne er anfangen.«

Pause. »Doch als der Tag der Abreise kam, da weigerte sich Peters. Nein, nein, er wolle nicht nach Marienburg. Kein Zureden half. Er tat es nicht.«

Ich fühlte, wie Großvater seine Erregung niederzwang. »Es war für mich sehr peinlich, dem Rektor der Präparandenanstalt, der sich sehr für Peters eingesetzt hatte, abzuschreiben.« Großvater schnob durch die Nase. »Und weißt du, weshalb Peters nicht wollte?« Sein Blick durchbohrte mich. »Weil er zu faul war! Einfach zu faul! Er wäre jetzt Lehrer, vielleicht sogar Schulrat. Bei seiner Begabung! Aber nein, er wollte nicht!«

Unwillkürlich beschleunigte Großvater seinen Schritt. »Und nun vertut dieses Mensch«, er sagte tatsächlich dieses Mensch, »seine Zeit im Karnickelstall! Er liegt seiner Tante, der ollen Knaakschen, auf der Tasche und stiehlt dem lieben Gott den Tag.«

Wir hatten das Schulhaus erreicht. Großvater blieb stehen. »Weißt du, Bub, diesem Peters hatte Gott nicht etwa ein Pfund, sondern zehn Zentner anvertraut. Was wird Peters antworten, wenn Gott ihn fragt: Peters, was hast du mit den Zentnern gemacht, die ich dir anvertraut habe? Dann wird Peters nur stottern können: Vergraben, Herr, vergraben! Und dann wird es ihm gehen wie dem da im Gleichnis: Er wird hinausgetan in die Finsternis. Da wird sein Heulen und Zähneklappen« (Matthäus 25,14–30).

Zehn Minuten später saßen wir vor der westpreußischen »Klimpernsuppe«. Ich löffelte gedankenvoll. Großvater hatte von Peters berichtet. Doch in mir bohrte die Frage: Hatte er nicht mich dabei angesehen?

Ich lag an jenem Abend lange wach. Es war nicht nur die Hitze dort oben in der engen Giebelstube. Ich kaute an der Frage: Wieviel Pfunde hat Gott dir anvertraut? Sind es vielleicht gar Zentner? Und was wirst du aus ihnen machen?

Meine Gedanken verwirrten sich: Die olle Knaaksche kam in den Laden hereingewuselt, Peters verbarg seine Hände hinter der grünen Schürze, junge Karnickel wimmelten durch den Stall. Und dann kamen ein paar Säcke angeschoben, Zentnersäcke.

## Götzen

Die Oma in Grebin hatte feine Verwandte. Zwei ihrer Brüder waren wohlhabende Reeder in Danzig, ein dritter hatte als Diplomingenieur der Schichau-Werft eine Flottille Torpedoboote nach China überführt. Er hatte seiner Schwester von dieser Reise hauchfeine Tassen mitgebracht, die nur bei besonderen Festen auf den Tisch kamen. Die waren kein Spielzeug für Kinder.

Aber mit den buntbemalten Figürchen, die er aus Indien heimgebracht hatte, durfte ich spielen. Und da geschah es: Eins der Figürchen fiel mir vom Tisch. Als ich es aufheben wollte, sah ich, daß der Kopf abgebrochen war. Ängstlich hatte ich zur Oma hinübergeschaut. »Das, das habe ich nicht gewollt!« Doch Oma lachte nur: »Ist nicht weiter schlimm, Jungchen. Diese Figuren sind man bloß getrockneter Kuhschiet.«

Ich war sprachlos. Ich starrte auf den bröckligen Hals des kopflosen Figürchens. »Kuhschiet, Oma?« Sie nickte lachend. »Nuscht als Kuhschiet, Jungchen!« Sie zog mich zu sich. »Weißt du, die Inder halten nämlich Kühe für heilig und verehren sie. Na ja, und da machen sie dann auch aus dem Kuhschiet diese Götzenbilder.« Ich staunte. »Götzenbilder sind das?« Die hatte ich mir immer ganz anders vorgestellt.

Großvater mischte sich ein. »Ja, Bub, da kannst du nun sehen, was herauskommt, wenn sich die Menschen selber ihre Götter machen!«

Ich weiß nicht, ob ich damals schon verstand, was er meinte. Ich erinnere mich aber, daß Großmutter ihm zuwinkerte: »Daß du doch immer gleich predigen muß, Vater!«

Ich habe mir damals die Figur mit dem abgebrochenen Kopf in meine Kammer mitgenommen. Und ich habe die Bruchstelle lange betrachtet. Tatsächlich, was da zutage kam, war getrockneter Kuhschiet. Geschickte Hände hatten aus ihm ein zierliches Götzenbild geformt und es mit hübschen Farben übermalt.

Es gibt viele Götzen aus Kuhschiet. Auch in unserer modernen Arbeitswelt, die angeblich so nüchtern und sachlich ist. Manchmal bricht einem Götzen der Kopf ab. Da sieht man dann, was an ihm »dran« war.

Jesaja 31,6–7: »Kehrt um, ihr Kinder Israel, zu dem, von dem ihr so sehr abgewichen seid! Denn zu der Zeit wird ein jeder seine silbernen und goldenen Götzen verwerfen, die eure Hände gemacht hatten euch zur Sünde.«

## **Der geheime Zusatz**

Zur Zeit des Deutschen Ritterordens war Grebin Sitz eines Komturs. Die Erinnerung an jene Tage lebte noch fort im Namen des Rittergutes Herrengrebin. Der Burggraben, in dem ich meine Schiffchen schwimmen ließ, die Herrenmühle und die Riedwand, sie alle waren Überreste jener feudalen Zeit. Auf der Südseite des Gutshauses war noch ein Stück Burgmauer erhalten und an der Südwestecke ein runder Wehrturm mit engen Schießscharten.

Jetzt diente er dem Gärtner als Aufbewahrungsplatz für seine Geräte. Und die zinnenbekränzte Burgmauer bot Tomaten, Gurken und Stangenbohnen Schutz vor dem Nordwind. Die leuchtendroten Backsteine waren

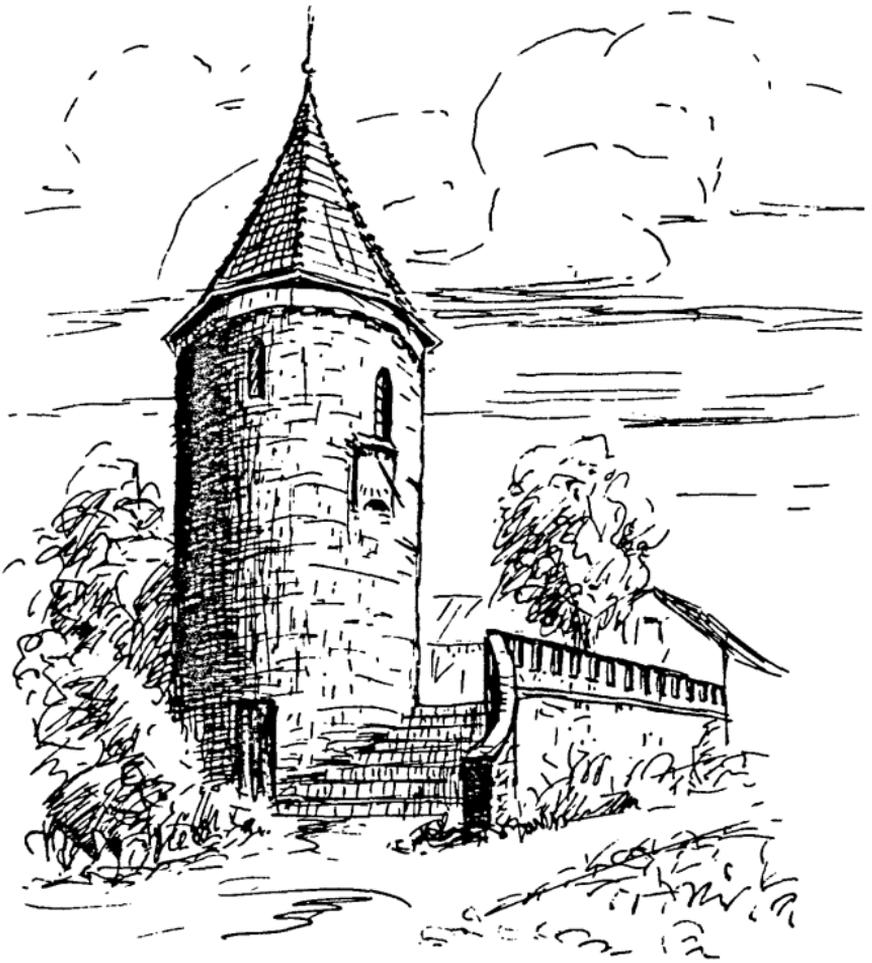
verwittert und bröckelten, wie Rippen ragten aus ihnen die Schichten des Mörtels hervor.

»Opa?« »Ja?« »Weißt du waaaas?« Uraltes Frage-spiel, wie Kinder es nun einmal treiben. Und der Opa ließ sich darauf ein: »Na?« »Sieh mal, der Mörtel ist viel härter als die Steine. Wie kommt das?« Der Alte strich mit dem Finger über die Mörtelfuge. »Hast recht, Jungchen. Heute ist es meist umgekehrt, der Mörtel wittert heraus, und die Fugen müssen neu verstrichen werden.« »Und warum war das damals anders?« »Weil die Baumeister der Kreuzritter einen Zusatz kannten, der dem Mörtel diese Festigkeit verleiht.«

Ein Gedanke blitzte in mir auf. Hatte ich da im »Westpreußischen Sagenschatz« nicht von den Werderbauern gelesen, die den Rittern der Marienburg Buttermilch liefern mußten zum Bau des Wehrturms an der Nogat? »Buttermilch!« platzte ich heraus. »Wie in der Marienburg.« Großvater lachte: »Aha, du denkst an die alte Überlieferung vom Bau des Buttermilchturms? Ja, man nahm Buttermilch, um den Mörtel für den Bau von Trutzwerken anzurichten. Ein teurer Spaß, aber die Ritter konnten sich das leisten, da die Bauern ihnen den Zehnten schuldeten.«

Buttermilch statt Wasser! Auf diesen Zusatz kam es an. Großvater suchte mir noch zu erklären, warum gerade Buttermilch haltbarer macht. Doch was verstand ich damals schon von Chemie!

Aber am Sonntag drauf staunte ich nicht schlecht. Großvater nahm jenes Gespräch zum »Aufhänger« seiner Predigt: Auf den geheimen Zusatz kommt es an! Und nun war er bei dem Text: »Und bauet auch ihr euch als lebendige Steine zum geistlichen Hause . . .« (1. Petrus 2,5). Von den Steinen sprach er, wie hart und spröde sie scheinen und wie vergänglich sie sind; wie lose und zufällig sie da aufeinanderliegen, wie planlos hingeschüttet, so, wie sie gerade vom Wagen fielen. Und nun langt sie sich der Baumeister, legt sie nach seinem Plan zusam-



men, fügt sie zu einer Kirche. Daß sie aber halten, daß der Bau steht, auch wenn schon der einzelne Stein zerbröckelt, das macht der geheime Zusatz, den er allein kennt, den er allein gibt.

Das Stichwort »Heiliger Geist« fiel nicht. Es wäre hier vor dieser schlichten Gemeinde und zumal in solch bildhafter Predigt wohl auch fehl am Platz gewesen. Doch die Tagelöhner und Kätner begriffen und nickköpften. Jawoll, Herr Lehrer, so ist das: Gott macht uns zu seiner Gemeinde. Wie? Das ist sein Geheimnis.



## Am Burggraben

Arbeitete die Mühle, so fiel der Wasserspiegel der Kladau. Dann lief der Burggraben leer. Hielt der Müller die Mühle an, so staute sich die Kladau auf. Und zugleich strömte das Wasser zurück in den fast leergefallenen Burggraben.

Wir nutzten diesen »Gezeitenstrom« für unser Spiel. Ein Damm aus Sand und Steinen quer über die Mündung des Burggrabens! Der Damm war gut zu halten, wenn das Wasser fiel. Doch anders, wenn das Mühlenwehr das Wasser staute. Dann stieg und stieg die Kladau. »Haltet den Deich!« Mit aller Kraft warfen wir Sand und Schlamm auf den Damm. Eine Weile hielten wir mit, doch dann gab der Damm dem Druck nach, geriet auf dem weichen Untergrund ins Gleiten, brach. Der Riß erweiterte sich, wurde zum reißenden Strom. Wir sprangen und schrien: »Dammbruch!« Es war ein großes Erlebnis, jedes Mal.

Schon damals war es uns mehr als ein Spiel. Es war ein Versuch, uns zu bewähren. Würden wir es diesmal schaf-

fen? Könnten wir den Damm halten? Oder war das Wasser übermächtig?

Später sah ich hinter das Spiel . Dammbau: Ich stemme mich dem Strom entgegen, versuche, das Unbändige einzudämmen, aufzufangen. Ich verfüge dafür über einen erprobten Schatz bewährter Methoden: Erfahrung, Überlegung, Disziplin und Energie. Und trotzdem bricht dann und wann der Damm.

Übrig bleibt aufgewühlter Schlamm, ein unbrauchbarer Rest vom Damm. Und die Erinnerung an die elementare Wucht des Durchbruchs. Damals, dort am Burggraben, fanden wir einen Weg, den Dambruch zu vermeiden. Neben dem Damm, durch den festen Uferboden, schaufelten wir einen Kanal. Durch diesen floß das steigende Wasser in den Burggraben. Der Wasserstand im Graben glich sich langsam dem der Kladau an. Der Damm hielt stand. Und ich entdeckte noch etwas: In den Kanal baute ich ein kleines Mühlrad ein, das sich dann munter drehte.

Auch dies wird mir heute zum Bild. Wie können wir all dem, was sich in uns staut, einen ungefährlichen Abfluß schaffen? Wie und wo wäre da ein solcher Kanal anzulegen? Einer, der sogar noch nützliche Arbeit leistet?

## **Das Zweite Gesicht**

Die Petroleumlampe fauchte. Ich hörte es nicht, war ganz versunken in die alten Geschichten im »Sagenschatz Westpreußens«. Da war ein Schäfer, der besaß das Zweite Gesicht. Er sah, wo ein Schatz vergraben war, wußte im voraus, in welches Haus der Blitz einschläge, und ahnte, wer demnächst im Dorfe stürbe.

Mir rieselte ein Schauer über den Rücken. Ich sah zum Opa hinüber, der die »Danziger Neueste« las. Raunten sie nicht auch von ihm, daß er ein Spökenkieker sei? Er

war – wie alle seine Vorväter – ein Schäfer gewesen, bevor er Lehrer wurde. Er hatte mir erzählt, wie er im Schäferkarren gewohnt hatte, wenn er mit dem Onkel die Herde durch die Weiten Pommerellens trieb. Endloses Schweigen, selten ein Mensch in der Ferne, sonst nur die Schafe, der Hund. Lauschen auf das Flüstern der Blätter, den abendlichen Glockenruf der Unken. Des Kauzes Schrei im Dunkel: Kumm mit! Kumm mit! Da konnte es geschehen, daß die Augen starr wurden und das Herz so bang; daß längst Vergangenes aus dem Nebel stieg und Zukünftiges heraufkam, das noch hinter den Bergen schlief.

Wie war das doch gewesen mit Thekla, der Freundin der Muttsch? Sie hatte zur Hochzeit eingeladen. Die Muttsch hatte nach Danzig fahren wollen, um sich das Kleid als Brautjungfer anmessen zu lassen. »Nimm kein weißes«, hatte der Opa gesagt, »nimm ein schwarzes!« Jäh hatte er sich abgewandt, doch seine Schultern zuckten. Und dann war Thekla erkrankt, eine Lungenentzündung. An dem Tag, da sie hatte Hochzeit feiern wollen, wurde sie ins Grab gesenkt.

So hatte ich es aufgeschnappt. Ob ich den Opa fragte? Ich hatte nicht den Mut gefunden. Aber beobachtet hatte ich ihn hinfort. Und ich hatte bemerkt, mit welcher Scheu die Grebiner ihm begegneten. Das war mehr als der Respekt vor ihrem Lehrer. Es war die Furcht: He weet, wat kommt!

Gab es das? Oder war das alles erdacht? Und wenn es stimmte: Was folgte dann daraus? Dann, dann war das Leben doch wie ein Buch? Fertig geschrieben schon, während man noch auf den ersten Seiten blätterte. Fertig und unabänderlich bis hin zum Ende, bis hin zur letzten Seite. Wer hatte es diktiert? Wer hielt es in Händen, las aus ihm vor? Unheimlich wäre das, grauenhaft.

Doch so mußte es sein, wenn Großvater Dinge sah, die noch gar nicht waren, Worte vernahm, die noch niemand gesprochen hatte. Ich hatte es erlebt, wie er mitten im

Schritt anhielt, in die Ferne sah, die Lippen bewegte. Dann hatte er sich geschüttelt, hatte wild sich umgeblickt, mit traurigen Augen. Dann hatte er sich in der Schlafstube eingeschlossen. Ich ahnte: Er betet, daß es nicht eintrifft! Und ich fühlte: Er trägt schwer an dieser Last.

## **Nehmen können**

»Habt ihr denn ganz vergessen, die Großeltern zu beschenken?« Muttis Frage schreckte uns auf. Ich riß meinen Blick vom Christbaum und dem Gabentisch los, eilte in die Nebenstube und holte mein Geschenk. Mit wichtigem Gesicht überreichte ich dem Opa mein Kunstwerk: das Krantor, fein mit Aquarellfarben koloriert. Ich tat mir etwas zugut darauf. Zeichnen lag mir, das Bild da konnte sich sehen lassen.

Der Dicke – mein kleiner Bruder – machte einen artigen Diener und sagte sein Sprüchlein her: »Ich habe der Oma das Haus und den Tall demalt. Und das da« – er schnupfte vor Aufregung in der Nase – »sind Opas Bienenkästen!« Ich zog verächtlich die Augenbrauen hoch. Der hatte da was zusammengekrakelt! War wirklich nötig, daß er erklärte, was das sein sollte.

Doch was war das? Großmutter hatte sich umständlich die Brille aufgesetzt. Jetzt betrachtete sie mit bewunderndem Kopfschütteln die Krakelei des Kleinen. »Kind, Kind! Wie hast du das nur fertigbekommen! Seht nur« – sie zeigte auf einen verschmierten braunen Fleck – »wie das Hühnchen die Körner aufpickt. Als wenn es richtig lebt!« Ihr Finger wanderte zu einer Reihe schiefer Vierecke, die am unwahrscheinlich blauen Himmel hingen. »Und da: Opas Bienenkästen! Wirklich, fein hast du das gemacht.« Sie setzte die Brille ab, streckte die Arme aus: »Komm her, mein Kind, zur Belohnung muß ich dir ein Küßchen geben!«

Ich stand daneben und trat verlegen von einem Bein auf das andere. Großmutter nahm dies seltsame Geschenk an, lobte es sogar? Ich dachte an mich selbst, wie unzufrieden ich mit dem wenigen war, was mir die Mutti in diesem Kriegsjahr hatte schenken können. Und ich schämte mich. Denn jäh begriff ich: Es ist eine Kunst, sich beschenken zu lassen, eine große Kunst. Heute weiß ich noch etwas mehr darüber: Diese Kunst lernen nur wenige. Denn dazu genügen nicht Klugheit oder Erfahrung. Es ist Liebe dazu nötig. Liebe, die Dank sagt für alles (Epheser 5,20).

## Heiligabend

Ich lag bäuchlings auf den Dielen. Über mir der Christbaum, ganz dicht vor mir die Krippe von Bethlehem. Ich schaute, schaute: das Kind da! Jetzt bewegte es die Hand. Maria zog die grobe Decke zurecht, Josef kraulte der Kuh den Hals. Die Weisen aus dem Morgenland boten ihre Geschenke.

Eiskalter Hauch wehte in mein Träumen. Die Tür war aufgegangen, Großvater kam herein. Sein Gesicht war gerötet, er rieb sich die Hände. Bitterkalt war es draußen.

Der Alte nahm am Tisch Platz, sah zu mir herüber. Doch die Augen schauten durch mich hindurch. Sah er, was ich gesehen hatte?

»Na, Alterchen? Hast noch der Lies« – das war die Schwarzbunte im Stall – »ein Weihnachtsgedicht aufgesagt?« Großmutter hat es ganz ernst gesagt, ohne jeden Spott. Doch sie weiß genau, wozu sie es sagt. Erst vor ein paar Tagen hörte ich, wie sie zur Muttsch sagte: »Weißt, Paula, ab und zu muß ich Vater bremsen. Er ist zu fromm und zu gutmütig.« Fromm ist sie auch. Und gutmütig dazu. Aber: Neben aller gutmütigen Frömmigkeit steht bei ihr abwägende Klugheit.

Opas Vorväter waren Schäfer. Jahr um Jahr trieben sie ihre Herden durch Pommerellen. Sie lauschten dem Raunen der Wacholder, sahen das Unsichtbare, erschauerten unter dem Hauch der Sterne. Großmutterns Vorfahren waren Seefahrer. Wie steht der Wind? Wird er durchhalten? Komme ich an Rixhöft noch klar? Und dann im Ungewitter: Herrgott, komm und nimm selbst das Steuer!

Wo sind Opas Gedanken jetzt? Hat er überhaupt gehört, was Großmutter sagte? Der Ostwind rüttelt an den Fensterläden. Großvater schüttelt sich. »Es scheint noch kälter zu werden.« In der Bratröhre brutzeln zischend die Bratäpfel. Großvater starrt auf die Krippe von Bethlehem. »Wenn ich an die armen Luder denke, die kein Dach überm Kopp haben –« Oma richtet sich kerzengrade auf. »Kannst sie ja alle einladen, hierher in unsere Stub!« Opa senkt den Kopf. Er begreift, daß seinem guten Herzen Grenzen gesetzt sind. Er steht auf, schiebt den Ohrensessel zurück, hockt sich zu mir auf den Boden. Nun liegt er neben mir, blickt wie ich auf die Krippe, auf das Paar, für das kein Raum in der Herberge war, auf das Kind (Lukas 2,7).

## **Heilige?**

Draußen knirschte der Schnee. »Sie kommen!« Großvater riß die obere Halbetür auf, Kälte sprang uns aus dem Dunkel an.

Da waren sie: die Heiligen Drei Könige! Sie sahen eher verwegen aus. Blechkronen schief in die Stirn, Wollschal um die Hüften, angeklebte Wattebärte. Alte Unterhosen, über die Beine gestreift, suchten Orient herbeizuzaubern. Der Mohr fuhr sich mit der Hand über das schuhkremebeschmierte Gesicht, wischte sich nun den schwarzen Schweiß an den Unterhosen ab.

Jetzt warf Balthasar den gabenprallen Sack beiseite, Melchior lehnte den Stab mit dem Stern an die Wand, und Kaspar schlug sich kreuzweise die Hände um die Brust. Nun hockt er sich hin und klemmt den Brummtopp zwischen die Knie. Das ist ein altes Bierfaß, dem er den Boden ausgeschlagen hat. Dafür ist jetzt ein Eisenstab in die Öffnung gekeilt, um den ein aus Roßhaar gedrehter Strick läuft. Kaspar spuckt sich in die klammen Hände, und los geht's: »Wuh – wuh! Wuh – wuh!« Links-rechts, links-rechts zieht Kaspar den Strick. Es heult nur so im hohlen Faß.

»Wi sind de Kön'ge ut Mohrenland!« Sie singen es mit rostigen Stimmen. Großvater mustert aus verkniffenen Augen die rüden Gestalten. Heilige Könige? Kaspar kommt aus dem Takt, Melchior muß sich an Balthasar lehnen. Fuselduft weht in die Diele.

Das Lied hat unzählige Strophen. Kaspar ist schon nach der dritten verstummt. Er hat den Schluckauf. Endlich ist das Lied beendet. Balthasar streckt die Hand aus: »Ne Wiehnachtsgob fier de Kinderchen!«

Großvater wirft jedem ein Guldenstück zu. Sie nickköppen: »Dankscheen, Herr Lehrer!« Umständlich raf-fen sie ihr Zeug zusammen, trollen sich.

Wir sitzen wieder in der Wohnstube. In der Ofenröhre brutzeln Bratäpfel, die Petroleumlampe faucht leise, Omas Stricknadeln klappern. »Eine Schande ist das!« Großvater hat mit der flachen Hand auf den Tisch geschlagen. »Wie diese Luntrusse die alten Bräuche verderben!« Er ist aufgesprungen und an den Christbaum getreten. »Da ziehen sie als Heilige Drei Könige von Hof zu Hof – und besaufen sich!«

Er blickt auf die Krippe hinunter, die kunstvoll unter dem Weihnachtsbaum aufgebaut ist. Maria und Josef, das Kind, Ochs und Esel, Schafe, Hirten. Und die Heiligen Drei Könige. Sie knien vor dem Kind und bringen ihre Gaben.

Und dann die drei da vorhin: Unterhosen, Stiefelwische, Brummtopp, Fusel. Das ist schon ein Unterschied! Das begreift sogar der Junge, der da gedankenvoll an seinem Bratapfel nagt.

Ob dort auch heute noch die Heiligen Könige von Haus zu Haus ziehen? Die Polen sind fromm. Ich könnte mir denken, daß auch bei ihnen das Königssingen Brauch ist.

Doch mich bewegt heute etwas anderes. Jene drei damals: Begegne ich ihnen nicht immer wieder? Biblisch ausstaffiert, ein frommes Lied auf den Lippen. So sind sie unterwegs, um zu kassieren. Tannengrün und Christbaumschmuck, Weihnachtsgans und Pfefferkuchen. »Schenkt, Leute! Schenkt!« Süßer die Kassen nie klingeln!

Und das nicht nur zur Weihnachtszeit. Auch zu Ostern, Himmelfahrt, zur Konfirmation, am Muttertag und Totensonntag. Es läßt sich aus Frömmigkeit Kapital schlagen.

Und – ich selbst? Bin ich echt? Oder bin etwa auch ich nur in frommer Verkleidung unterwegs? In eigenen Sachen, in eigener Sache? Gut verkleidet als Christ. So gut verkleidet, daß die andern es nicht einmal durchschauen. Aber ER, er durchschaut mich. Er läßt sich nichts vormachen. Es stünde schlimm um mich, wenn ich in heiliger Maskerade ein frommes Lied sänge. Denn er kennt mich. Ich kann immer wieder nur ihn ansehen. Und ihn bitten: Mach mich frei von allem Schein! Mach mich echt!



# **Rede, denn dein Knecht hört!**

Dreimal muß Gott Samuel rufen, bis er erfährt, daß Gott selber rief. Dreimal wendet Samuel sich an einen Menschen und erhält keine Antwort. Erst als der Graukopf Eli ihn an Gott verweist, vernimmt Samuel den Ruf recht und stellt sich ihm: Rede, denn dein Knecht hört! Und er erhält Weisung und Auftrag (1. Samuel 3).

Ich kann und mag mich nicht dem Gottesmann Samuel vergleichen. Doch ich habe es ähnlich erfahren. Gott rief mich, immer wieder. Und ich lief zu Menschen, fragte die.

Bis sie mich zu ihm wiesen, zu dem, der aus der Wolke und dem Dunkel mich gerufen hatte. Aber noch lange habe ich immer wieder versucht, ihm zu entkommen.

Bin ich heute endlich so weit, daß ich mich stellen kann? Daß ich wie Samuel sage: Rede, Herr, denn dein Knecht hört?

## Bis an den Tod

Tage kamen, da ging es drunter und drüber. Die Großen schienen das Spiel mit dem Krieg leid zu sein. Jetzt spielten sie ein neues Spiel, dem hatten sie den drolligen Namen Revolution gegeben. Es war genauso dumm. Matrosen, Soldaten, Arbeiter und Frauenzimmer in knalligen Blusen fuhren in Lastautos durch die Stadt. Sie lärmten, sangen, brüllten im Chor: »Nieder! Nieder! Nieder!« Dann wieder hoben sie die Fäuste, schrien: »Liebknecht hoch! Hoch! Hoch!« Sie waren wieder einmal verrückt.

Eines Tages peitschten Schüsse. Fensterscheiben zersplitterten. Genagelte Stiefel trappten auf dem Pflaster. Der Vätsch hatte uns in die Küche gezogen. Deren Fenster ging auf den Hof

Dann wurde gestreikt. Es fuhr keine Bahn mehr, es gab keinen Strom und kein Gas. Bald kam auch aus dem Kran kein Wasser mehr. Das Spiel wurde immer verrückter.

Der Opa Salomon hatte davon genug. »Jetzt regieren uns Pachulkes!« Er hieb die Faust auf den Tisch. »Dieser Bande diene ich nicht, ich gehe in Pension!« Doch im Stadtpark schüttete er mir sein Herz aus. »Weißt du, Bub, ich versteh die Menschen nicht mehr.« »Die Pachulkes?« »Ach was!« Er schnob verächtlich durch die Nase. »Die Pachulkes können nicht dafür, daß sie so sind.« Er kaute an seinem Bart. »Aber der Kaiser! Daß der nach Holland geflohen ist, das will mir nicht in den Kopf. Der Alte Fritz, weißt du, der hätte nicht gekniffen. Der hätte widerstanden. Und ich sage dir, Bub: Selbst ich alter Kerl hätte noch die Knarre genommen und wäre zu ihm geeilt. Daß aber der Kaiser –«

Der Alte mußte wohl einen haben, dem er sein Herz offenbarte. Es wäre ihm sonst gebrochen.

Es ist ihm gebrochen, allerdings erst nach Jahr und Tag. Übers Jahr, fast auf den Tag genau. Vätsch hatte mit der Mutti getuschelt. Ich fühlte, daß sie stritten. Mutti

war gegen das, was Vätsch wollte. Doch dann gab sie nach. »Bub, willst du dem Opa auf Wiedersehen sagen?« Sie sah mein Erstaunen. »Der Opa wird sterben, aber er will dich noch einmal sehen.« Da lag er, bleich und abgezehrt. Seine zitternde Hand suchte nach der meinen. Er zog mich zu sich heran. »Sei treu, Bub, immer treu!« Es waren die letzten Worte, die er sprach. Wie könnte ich sie je vergessen?

Offenbarung 2,10: »Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.«

## **Gevatter Tod**

Sie hatten den Opa in einen großen Kasten gelegt. Fein sah er aus: wie er da lag auf schneeweißen Tüchern, daneben, auf dem Deckel des Kastens, der Helm und der Säbel. Das war schon etwas zum Anschauen! Kein Wunder, daß alle Bekannten und Verwandten kamen, um das zu sehen. Nur daß sie weinten, wollte mir nicht in den Kopf. Bis zu dem Augenblick, da man den Deckel aufhob und den Kasten schloß. Da begriff ich: Den Opa siehst du niemals wieder.

Zwei Tage drauf in der Friedhofskapelle. Das Halbdunkel flößte mir Furcht ein. Auch die Großen schienen sich zu ängsten. Darum flüsterten sie nur, saßen ganz still und hielten die Hände gefaltet. Als wenn ein Herr Baltz gescholten hätte: Stillsitzen! Hände falten!

Und dann kam der Schwarze. Ich hielt den Atem an. Das war der Gevatter Tod, von dem im Märchen die Rede war. Wie langsam er schritt, wie weit sein schwarzer Mantel wehte. Nur am Hals leuchtete etwas weiß, wie der Kragen eines Gespenstes. Es war der Gevatter Tod, da konnte kein Zweifel sein. Jetzt trat er da vorn zu dem Pult. Er hob die Hand. Ob er die Lichter auslöschte? Wie der Gevatter Tod im Märchen? Dann müßten wir alle tot umfallen. Wie da im Märchen.

Der Gevatter Tod löschte keine Kerze aus. Er redete nur, langsam und feierlich. Und plötzlich kamen mir Worte bekannt vor. Die standen doch in dem Buch, aus dem Herr Baltz uns die Geschichten mit dem Herrn Jesus vorlas. Wenn der Schwarze aber aus der Bibel las, dann – ich atmete tief durch –, dann konnte er nicht der Tod sein.

Doch meine Zweifel blieben, als der Schwarze die Hand hob. Gleich darauf tat sich die Tür auf. Männer in dunklen Umhängen kamen herein und trugen den Sarg fort. Alle Leute standen auf und gingen hinter dem Schwarzen her. Der führte den Zug bis zu einer offenen Grube. Wie weiß der Sand war. Genau wie in den Rauhen Bergen.

Und dann begann ich zu zittern: Sie ließen meinen Opa da hinab in die Grube. Und der Schwarze sprach schon wieder. Nun hob er die Hand. Dann warf er Erde hinab. Das war das geheime Zeichen für die andern gewesen. Die griffen jetzt nach den Schaufeln. Dumpf fielen die Erdschollen auf den Sarg.

Ich habe als Pfarrer oft die Scheu der Kinder erlebt. Und ich weiß, wieviel unbewußte Abneigung gegen die Amtstracht noch bei Erwachsenen vorhanden ist. Liegt es daran, daß wir dem ersten Pfarrer unseres Lebens am Sarge lieber Menschen begegnet sind? Ich glaube, wir sollten Kinder so früh wie möglich zum Gottesdienst schicken. Dann ist ihnen der Mann im Talar ein vertrauter Freund, wenn Sie um Trost verlegen sind.

## Schwarze Tücher überall

Vätsch war wieder einmal mit mir an der »Blanken Hölle« gewesen. Dunkel und still lag der Teich. »Ob der wirklich so tief ist, daß er bis zur Hölle reicht?« Vätsch lachte auf. »Unsinn! Blanke Helle heißt dieser Puhl. Und Helle bedeutet ganz einfach Teich. Nur die dummen Stadtleute, die das nicht wußten, haben draus 'ne Hölle gemacht.« Er stand auf. »Wie die Menschen aus vielem, was schön ist, eine Hölle machen.«

Auf halbem Wege bog der Vätsch nach links. »Wollen noch auf den Friedhof, meinen Vater besuchen.« Selt-sam, wie oft es ihn in letzter Zeit zum Grabe des Opas Salomon zog. Dort saß Vätsch still auf der kleinen Bank, hielt meine Hand. Und wie rasch der Vätsch jetzt müde wurde! Wir waren doch gar nicht so weit gelaufen, und doch ließ er sich am Friedhofsausgang schon wieder nieder. Vor uns im Gemäuer zwei dunkle Marmortafeln. In Goldschrift die Sprüche: »Was ihr seid, das waren wir« und: »Was wir sind, das werdet ihr.« Ich fragte, Vätsch erklärte. Doch am Ende lachte er grimmig auf: »Schöner Trost, was? Das kann man über Schlachtvieh auch sagen!«

Er schien erregt, aufgebracht, packte meine Hand, zog mich fort. Doch bald wurden seine Schritte kürzer. Jetzt zog ich ihn. Zu Hause warf er sich auf das Sofa, stöhnte. Und nun sah ich: Das Weiße in seinen Augen war gelb.

Doktor Moses blickte sehr ernst drein. »Sofort ins Krankenhaus!« Tag für Tag besuchten wir ihn. Bald sprach er nicht mehr. Mit Verwunderung bemerkte ich, wie die Bartstoppeln auf seinem Gesicht immer länger wuchsen. Die Hände krochen auf der Bettdecke umher, als suchten sie etwas. Die Mutti faßte zu, hielt fest. Doch Vätsch stöhnte nur, warf sich herum. Er erkannte uns nicht, sah uns nicht einmal. Er war schon anderswo.

Dann, eines Morgens, war Doktor Moses da. Muttsch weinte, der Arzt hatte seinen Arm um ihre Schulter ge-

legt, sprach auf sie ein. Da begriff ich, rannte in die Stube, verkroch mich in meiner Spieglecke.

Dann saßen wir am Friedhofseingang. Genau dort, wo ich mit dem Vätsch gegessen hatte. Und las immer wieder die törichten Sprüche. Schwarzverhängte Pferde zogen einen schwarzbehängten Wagen, bogen jetzt auf das Kopfsteinpflaster des Friedhofswegs. Vier schwarzgekleidete Männer hoben den Sarg vom Wagen, trugen ihn in die Kapelle. Muttsch hatte einen schwarzen Schleier vor ihrem Gesicht. Nur das Taschentuch war weiß. Sonst war alles schwarz, alles. »So sann ich nach, ob ich's begreifen könnte, aber es war mir zu schwer« (Psalm 73,16).

## **Alles zu Ende**

Zwei Tage später saßen wir wieder in der Kapelle. Ich kannte das nun schon. Es war genauso, wie es bei Großvaters Beerdigung gewesen war. Nur daß es jetzt mein Vätsch ist, der da in dem Sarg liegt.

Der Opa aus Grebin ist da, die beiden Omas, die Onkel und Tanten. Viele Nachbarn und die Sexta des Gymnasiums. Studienrat Sann nickt mir zu, die Klassenkameraden starren mich an, als sei ich ein Wundertier. Gut, daß der Opa Grebin hier ist. Er hat seinen Arm um meine Schultern gelegt. Der Muttsch flüstert er zu: »Still, mein Kind. Der Herr wird abwischen alle Tränen von unsern Augen.«

Ich blinzele zur Seite, zum Opa hin. Ich verstehe ihn nicht. Der Herr wird unsere Tränen abwischen? Wie dumm von ihm, uns vorher erst zum Weinen zu bringen! Das Tränenabwischen könnte der liebe Gott sich sparen, wenn er uns den Vätsch gelassen hätte. Der liebe Gott? Er ist kein lieber Gott! Er ist so schlimm wie der Tod. Und jetzt weiß ich auch, warum der Pfarrer dort so aussieht wie Gevatter Tod.

Endlos der Weg hinaus zum Grab. Keine zwanzig Schritt weit vom Grab des Opas haben sie ein frisches ausgehoben. Weißer Sand, wie in dem Aquarium; das der Vätch mir eingerichtet hat. Der Schwarze redet schon wieder. Jetzt die drei Würfe Sand. Die Sextaner drängen sich neugierig vor. Doktor Sann sucht sie zurückzuhalten.

Jetzt schiebt mich jemand nach vorn. Ein Friedhofswärter hält mir eine Schaufel voll weißem Sand hin. Ich greife zu, fühle den Sand warm zwischen den Fingern, werfe.

Tag für Tag geht die Mutti mit uns hinaus zum Grabe. Tag für Tag steht sie dort mit uns, sagt dann: »So, Kinder, und nun wollen wir beten!« Der Dicke faltet seine Patschhände. Muttis Lippen bewegen sich. Ich habe auch die Hände gefaltet. Doch nur, weil die Muttsch es so wünschte. Beten? Nein, beten kann ich nicht. Gott hat mir meinen Vätch genommen! Wie konnte er das tun? Sah er nicht, wie lieb ich den hatte? War er vielleicht gar eifersüchtig? Nein, ich will nichts mehr von einem solchen Gott wissen.

»Sage Gott ab und stirb!« (Hiob 2,9).

## **Lazarus, komm heraus!**

Ich war fest entschlossen, in der Religionsstunde nicht mehr aufzupassen. Mit Gott hatte ich nichts mehr zu schaffen.

Und ich konnte mich dem, was Herr Baltz erzählte, doch nicht entziehen. Wie lebendig er uns das Dörfchen Bethanien zu schildern wußte, den Weg dorthin. Da links erhob sich der Ölberg, Olivenbäume in langen Reihen. Jetzt am Berghang das Dorf. Die beiden Schwestern Martha und Maria. Ich sah sie vor mir, als ob sie lebten. Und ihren Bruder Lazarus.

Wie? Der war jetzt gestorben? Weil der Herr Jesus nicht dagewesen war? Wenn er dort gewesen wäre, hätte

Lazarus nicht zu sterben brauchen? Atemlos lauschte ich dem, was Herr Baltz erzählte. Bis zu der Stelle, da Jesus rief: »Lazarus, kommt heraus!« (Johannes 11,43).

Eine kunstvoll von Herrn Baltz eingelegte Pause, dann: »Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern und –« Weiter kam Herr Baltz nicht. Mein Kopf war nach vorn gefallen, mit beiden Fäusten trommelte ich auf die Tischplatte, schrie: »Komm heraus, sag ich dir! Komm heraus!«

Mit einem Satz war Herr Baltz heran, riß mich hoch, sah mir ins Gesicht. Er wandte sich den andern zu, die erschrocken die Köpfe zwischen die Schultern zogen. »Zehn Minuten Pause! Geht auf den Hof hinunter, aber seid mir ja still!«

Dann waren wir allein, der Lehrer und ich. Und ich schrie ihm alles ins Gesicht, alles. Wie Gott mich betrogen habe. Wie falsch er sei. Weil er mir doch den Vätsch genommen habe! Und der Lehrer saß neben mir, streichelte mir den Kopf und flüsterte nur immer wieder: »Kind, Kind, Kind!«

Langsam wurde ich still. Mir war, als säße der Großvater aus Grebin neben mir. Doch der war weit weg, zehn Stunden Bahnfahrt. Das war weit, aber nicht ganz aus der Welt. Mein Vätsch dagegen . . . Und wieder hieb ich auf die Tischplatte: »Komm heraus! Komm heraus!«

Ich war mit Gott fertig. Aber Gott nicht mit mir. Gott fing gerade an, mit mir zu reden. Doch das ahnte ich noch nicht.

## **Crassus**

Am Tage darauf, in der Pause auf dem Schulhof: Die andern dringen in mich, wollen wissen, was denn mit mir los gewesen sei. Und Heini höhnt: »So eine Heulsuse!« Er öffnet mich nach: »Komm raus! Lazarus, komm raus!« Im

nächsten Augenblick hänge ich an seinem Halse, schlage zu, schlage. Ich komme erst zur Besinnung, als es um mich wieder still geworden ist. Ein hohes Zimmer, Bücherregale rings an den Wänden. Gegen das helle Rechteck des Fensters eine massige Gestalt, ein Cäsarenhaupt. Im Gegenlicht schimmert das schlohweiße Bürstenhaar.

Mein Gott, sie haben mich zu Crassus gebracht, zum Direx! Mir wird fast schlecht. Rausschmiß! Anders kann dies jetzt gar nicht mehr enden.

»Erzähle – von Anfang an!« Ganz ruhig kommt die Stimme des Oberstudiendirektors. Er steht am Fenster, sieht hinaus. »Laß dir Zeit, überlege, wie es dazu kam, und dann sprich.«

»Herr Baltz hat uns gestern von Lazarus erzählt. Und als er an die Stelle kam –« Ich höre meine Zähne knirschen, kann nicht weiter. Der Alte ist zum Schreibtisch getreten, hat auf einen Knopf gedrückt. Der Pedell tritt ein. »Ich lasse Herrn Baltz bitten!« »Jawohl, Herr Direktor!« Dann ist Herr Baltz da, berichtet. Ausführlich, über das, was in der Stunde war, und über das Gespräch hernach. Crassus hört wortlos zu, kein Muskel regt sich in dem Cäsarengesicht. »Ich danke Ihnen, Herr Kollege!« Herr Baltz schließt leise die Tür hinter sich. Wir sind allein, der Cäsar und ich.

Er hat sich hinter den Schreibtisch gesetzt, mich auf das Sofa gewinkt. Und nun spricht er, zu dem Tisch, zu dem Diskuswerfer, der da steht.

Er gibt sich Mühe, schlicht und verständlich zu reden. Der Diskuswerfer lebte ja lange vor Christus, wußte nichts von Auferstehung. Crassus redet mit ihm, wie man eben mit einem blinden Heiden reden muß. Und der Diskuswerfer hört zu. Er rührt sich nicht, er verharrt in seiner gespannten Haltung. Und Crassus redet, halblaut, fast beschwörend. Ich habe oft versucht, mir zu vergegenwärtigen, was er mir in jener Stunde gesagt hat. Doch meine Erinnerung setzt an dieser Stelle aus. Ich sehe ihn, ich höre ihn. Und ich weiß, daß es mir guttat. Daß er mir

guttat. »Gott hat gesetzt in der Gemeinde Lehrer, Helfer« (1. Korinther 12,28).

Viele Jahre später erfuhr ich, daß auch Herr Baltz geredet hatte, zu der Klasse, zu meinen Kameraden, ganz besonders zu Heini. Daß Herr Baltz sich bemüht hatte, ihnen mein Verhalten verständlich zu machen. Es muß schwer gewesen sein. Denn Kinder sind leicht grausam. Doch Herr Baltz hat es geschafft. Er hat es geschafft bei den andern, Oberstudiendirektor Dr. Kroymann, den wir Crassus nannten, hat es geschafft bei mir.

## **Die Bernsteinspinne**

Ein Festtag, wenn Opa mit mir nach Danzig fuhr. Vom Kleinbahnhof am Werderschen Tor vorbei durch Langgarten. Die Drehbrücke über die Neue Mottlau, links das Milchkanntor, jetzt die dunkel ragenden Giebel der Speicherinsel. Und dann die Langebrücke: Das Krantor dahinten, davor das zierliche Türmchen der Sternwarte, in der Hevelius gewirkt hatte. Und doch trieb es mich weiter, zum Langgasser Tor. Die Gegenwart war ausgelöscht. In den dunklen Nischen flüsterte die Vergangenheit. Unwillkürlich trat ich sachter auf, senkte meine Stimme. Und dort, hinter Scheiben, in magischem Halbdunkel: das Modell einer Hansakogge, ganz aus Bernstein! Sattbraun glüht der massige Rumpf, hellgelb schimmert die Reling, durch deren Stückpforten Kanonen aus rauchigem Bernstein drohen. Die Segel leuchten in Milchbernstein, von kundiger Hand in unendlicher Mühe zu hauchdünnen Platten geschliffen. Ich hätte den ganzen Tag hier stehen und staunen können.

Was hatte mir Großvater nicht schon vom Bernstein erzählt: wie er vor Jahrmillionen als Harz von Nadelbäumen tropfte, erstarrte, von großen Flüssen weiter ver-

frachtet wurde, endlich im blauen Sand zur Ruhe kam. Doch nach Stürmen warf die Brandung ihn ans Ufer. Eine ganze Schachtel voll hatte ich selbst schon gesammelt. Und jedes Stück war wie ein kleines Wunder.

Aber dies da: ein Klumpen aus honigfarbenem Bernstein. Die Seiten sind glatt geschliffen und poliert. Und mitten in dem Harz eine Spinne. Alle zehn Beine wohlgehalten, die Taster sind fühlend vorgestreckt, das vorderste Beinpaar sichernd gehoben. Hat sie sich eben noch bewegt? Aber nein, seit Jahrmillionen ruht sie da, eingeschlossen in einem goldenen Sarg.

Es läuft mir kalt über den Nacken. Es ist nicht die Kühle hier unter den alten Gewölben. Es ist etwas anderes. Der Tod ist im Bernstein, der Tod! Wie mag die Spinne sich gewehrt haben, als sie in das klebrige Zäh geriet. Wie muß sie sich angestrengt haben, der Umarmung zu entgehen. Vergebens alle Mühe, umsonst ihr Kampf. Das Klebrigzäh war stärker, schloß sie ein, hält sie bis heute. Der Tod im Gold! Das sehe ich da. Und meinen Vätsch. Wie hat er sich gewehrt! Und mußte doch dahin. Kein goldener Sarg für ihn, nur ein Kasten aus Holz. Und feiner, weißer Sand.

Und ich? Wird mir mein Zappeln helfen? Ich schüttelte mich, da ich im voraus wußte, wissen mußte: Auch du wirst erliegen. Da ist kein Entkommen. Oder – doch?

2. Korinther 4,11: »Mitten im Leben werden wir immerdar in den Tod gehen um Jesu willen, auf daß auch das Leben Jesu offenbar werde an unserem Leibe.«

## **Der Sog**

Auch in Grebin hält die neue Zeit Einzug. In der Mühle wird gebaut. Bisher trieb ein Oberschlächtiges Mühlrad das Getriebe. Jetzt wird eine Turbine installiert. Und für Zeiten, in denen das Wasser der Kladau für den Antrieb

nicht ausreicht, ist ein Elektromotor vorgesehen.

Auch die alten Schöpfmühlen sterben. Ihre Flügel herrschten über die Niederung. Und wenn auch nur ein Hauch von Wind wehte, waren sie an der Arbeit. Es galt ja, das Wasser aus dem Tiefland in die Vorflutgräben zu heben. Versagten die Mühlen den Dienst, dann stieg das Grundwasser, dann wurden die Wiesen sauer, die Hackfrucht verfaulte. Jetzt ist die erste Elektropumpe in Betrieb, oben am Ziegengraben, der die Kiebitzwiesen entwässert.

Ich hatte Opa begleitet, als er auf Stockenten pirschte. Sie fielen gern am Ziegengraben ein. Vorsichtig hatten wir uns hinter dem niedrigen Deich angeschlichen. Kaum tauchten unsere Köpfe über die Böschung, da gingen die Enten auch schon hoch. Opas erster Schuß ging fehl, doch der zweite brachte eine Doublette. Zwei Erpel, die nebeneinander flogen, klatschten in die Wiese.

Jetzt standen wir auf dem Deich, dicht an dem neuen Pumpwerk. Ein leises und doch kraftvolles Singen kam aus dem Bau. Ich blickte hinab auf den Vorgraben und sah, wie mächtig die Pumpe das Wasser ansog. Doch was hatte das Eisenrohr zu bedeuten, das da in Kopfhöhe aus dem Bau ragte? »Der Werkmeister sagte mir, daß das zum Luftansaugen diene.« Großvater zuckte die Schulter. »Ich habe nicht ganz begriffen, wozu auch Luft angesaugt wird. Wenn ich richtig verstand, irgendwie zum Ausgleich, damit die Kreiselpumpe nicht überlastet wird.«

In diesem Augenblick sah ich den Mistkäfer. Genau vor meinen Füßen krabbelte er zwischen ein paar Pferdeäpfeln herum. Ohne mir etwas zu denken, ergriff ich den blauschwarzen Ritter und hielt ihn vor das Ansaugrohr. Huiiiiiit! – weg war er.

Mein unbedachtes Grinsen verging mir. Ich hatte ein Leben weggeworfen, gedankenlos weggeworfen. Nur um eben mal zu sehen, welche Saugkraft das Rohr da habe. Es war nur ein Mistkäfer? Wie denn? Sind Mistkäfer



keine Geschöpfe? Ist nicht auch ihnen Leben geschenkt?

Ich stand erschrocken auf dem Deich und starrte auf das rostige Rohr. Wenn Gott mich so vor das Rohr hielt? Nur eben mal so, bloß um zu sehen, was mit mir geschähe? Ein Glück, daß er nicht so gedankenlos handelte.

Und wieder stieg es gallebitter in mir auf: Er hatte so getan! An meinem Vater. Den hatte es weggerissen, ins Dunkel, weg von mir. Ich stand auf dem Deich und ballte die Faust. Gegen – Gott.

## Der Schwarze Peter

Wenn es regnete, war es draußen mit dem Spiel aus. Ein Weilchen plantschte ich unter dem Fallrohr der Regenrinne herum. Ich hatte mir ein richtiges Mühlrad konstruiert, das sich durch den Wasserstrahl, der aus dem Rohr schoß, treiben ließ. Doch nach Stunden drang der Regen auch durch das dichte Laub der Kastanien. Und im Garten troff es überall vor Nässe, die Wege verwandelten sich in Blott, der kaum von den Füßen zu bekommen war.

»Spielen wir Schwarzer Peter!« Dann saß ich mit Hermann, Günter und dem Dicken in der leeren Schulstube. Da störten wir niemand, konnten toben und schreien, sogar uns keilen. Hatten wir uns ausgetobt, dann spielten wir Schwarzer Peter. Man mußte da raffiniert sein, gut aufpassen und eine unschuldige Miene aufsetzen. Hurra, wieder mal war es mir gelungen, den Schwarzen Peter dem Dicken »anzudrehen«. Der heulte vor Wut.

Darauf kam es an: stets dem andern den Schwarzen Peter zuzuschieben. Da hast du ihn, nun sieh zu, wie du dich aus der Schlinge ziehst. Ich selber aber bin fein heraus.

Ein herrliches Spiel. Wir kennen es gut, beherrschen es aufs beste, spielen es Tag für Tag. Mit dem lieben Nächsten, mit den Kollegen, mit dem Ehegemahl.

Ich habe es Jahre hindurch mit Gott getrieben. Er war ja schuld. Er hatte mir meinen Vätsch genommen. Da gab es kein Wenn und Aber. Mutti war eine fromme Frau. Der Vätsch war mein treuer Freund gewesen, hatte stets für mich gesorgt. Der Opa in Berlin war ein gerader Mann, der in Grebin fast ein Pastor. Was wollte Gott von uns? Was fiel ihm ein? Gott, wie kommst du dazu, mir meinen Vätsch zu nehmen?

Bitte, Gott, sieh zu, wie du dich aus dieser Schlinge ziehst. Du hast – den Schwarzen Peter. Doch dann trifft mich die Frage: »Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst?« (Römer 9,20).

## Verstecken!

Kaum war der Regen vorbei, so trieb es uns hinaus. Schon nach knapp einer Stunde hatte der Wind, der ungehemmt über die Niederung pfiff, die Feuchte aufgetrocknet. Spielen wir Verstecken! Ich zähle ab:

»Eene, meene, ming mang, ping, pang, ose bos backe dir, eiaweia weg!«

»Übchen, bübchen, rübchenzahl; übchen bübchen, Speck;

zibberde, bibberde, bonika; zibberde, bibberde, weg!«

Der Dicke ist dran! Er steht an der Holzwand unterm Giebel und zählt: »Zehn, zwanzig, dreißig . . . hundert!« Pause. »Ich – kommmme!«

Er pirscht sich an die Fliederlaube. Da raschelt es, Ilse sieht sich entdeckt, bricht hervor, doch der Dicke ist vor ihr an der Mauer, »schlägt« Ilse an. Jetzt sucht er hinter der Hainbuchenlaube. Die Gelegenheit ist günstig, ich stürme zum Anschlag: »Eins, zwei, drei – erlöst!«

Wir konnten Verstecken bis zur Erschöpfung spielen. Es machte immer Spaß, brachte immer wieder Überraschungen. Meist wurde man »angeschlagen«, manchmal konnte man sich »erlösen«. Und wer als letzter angeschlagen worden war, der mußte das nächste Mal suchen.

Wie schön, sich selbst zu erlösen! Ich habe es immer wieder geübt. Dort im Grebiner Garten ist es mir oft gelungen. Die andern waren meist jünger als ich, auch nicht so gewitzt. Ich beherrschte alle Tricks. Und wenn ich einmal mit Suchen »dran« war, dann verstand ich mich auch da auf Täuschung, tat, als sähe ich zur Ligusterhecke, blinzelte aber verstohlen zum hoch wuchernden Rhabarber. Da hatte sich doch ein Blatt bewegt? Aha, jetzt lugte Hermann dort vorsichtig hervor. »Anschlag, Hermann! Unter dem Rhabarber.« Und ärgerlich kam er aus dem Versteck. Ich verstand mich auf dies Spiel.

Ich spielte es mit Gott. Ich ging ihm aus dem Wege (1. Mose 3,8). Und wo ich eine Chance sah, da suchte ich

mich selbst zu erlösen. Ich wußte ja nicht, daß er mich immer sah, auch im dichtesten Versteck. Ich wußte ja nicht, daß er geduldig darauf wartete, daß ich endlich hervorkäme.

Er hat lange warten müssen. Er hat gewartet.

## **Was ist zur Taufe nötig?**

Wie schön, daß die Berliner Schulferien nicht mit denen in Grebin zusammenfielen. Da konnte ich an Opas Unterricht in der einklassigen Dorfschule teilnehmen. Da ging es anders zu als in der Quinta des Gymnasiums.

Der Großvater wußte die biblischen Geschichten genauso fein zu erzählen wie Herr Baltz. Nicht einmal der Katechismus wurde bei ihm langweilig. Jetzt war die Taufe dran, nach Luthers Kleinem Katechismus. »Wasser tut's freilich nicht, sondern das Wort Gottes, so mit und bei dem Wasser ist, und der Glaube, so solchem Worte Gottes im Wasser trauet.«

Großvater hatte das alles bildreich und ausführlich erklärt. Jetzt fiel sein Blick auf Fritz Pommeranz. Der Bengel trieb Allotria! »Fritz!« Opas Donnerstimme riß den Störenfried hoch. Da stand er, sommersprossig, frech und kein bißchen verlegen. Großvater musterte ihn von oben bis unten. »So, Fritz, du hast wieder einmal nicht aufgepaßt.« Fritz riß sich zusammen: »Doch, Herr Lehrer!« Opa runzelte die Brauen. »Das werden wir gleich sehen: Wasser allein tut es nicht . . . was ist außer dem Wasser nötig?«

Schweigen. Hinter Fritzens Stirn arbeitete es. Jetzt hatte er's! Seine Augen leuchteten auf. Strahlend verkündete er: »Ein Kind, Herr Lehrer!«

Fritz war der einzige, der nicht lachte. Er verstand die Welt nicht mehr. Was er gesagt hatte, stimmte doch? Un-

ser Lachen war ihm zu hoch. Er zuckte die Schultern, setzte sich und bohrte die Hände in die Taschen. Er war mit uns »ticksch«.

So ist das mit uns. Wie oft bin ich unfreiwillig komisch. Und weiß nicht einmal, warum.

## **Kalif Storch**

Der Regen trommelte auf die Dachpfannen. Böen rüttelten an dem kleinen Schiebefenster. Ich aber lag geborgen in der Okenkammer auf den rauhen Holzdielen. Und las. Kalif Storch! Erinnern Sie sich? Es ist ganz einfach, sich in einen Storch zu verwandeln. Man muß nur das Zauberwort wissen. Und es ist genauso einfach, sich zurück in einen Menschen zu verwandeln. Man sagt das Zauberwort, und gleich steht man wieder da in Menschengestalt.

Und dann vergaß Kalif Storch das Zauberwort. »Mu – Mu –.« Nur so viel wußte er noch, daß es mit »Mu-« anfing. Doch wie es weiterging, das hatte er vergessen. Und solange er das Zauberwort nicht aussprechen konnte, so lange mußte er ein Tier bleiben. Ein Mensch werden konnte er nur, wenn er das Wort wußte.

»Mutabor!« hieß das Zauberwort. Und was das bedeutete, hatte ich gerade in der Lateinstunde gelernt: »Ich verwandle mich.« Man konnte es auch mit »Ich verändere mich« übersetzen. Studienrat Sann hatte dabei an das Märchen erinnert. Und daraufhin hatte ich mir das Buch hier in der Okenkammer noch einmal geschnappt und nachgelesen. Studienrat Sann hatte recht: Das war ein Kunstmärchen. Und der Dichter hatte sich mit diesem Wort »Mutabor« einen Scherz gemacht. Wer nicht Latein verstand, der mochte es für ein Zauberwort halten.

War es das nicht? Ich lag bäuchlings und grübelte. Ich hatte den Dichter entlarvt. Mutabor war kein Zauber-

wort. Ein Quintaner des Humanistischen Gymnasiums Steglitz konnte es entzaubern, wußte, daß es schlicht deutsch bedeutete »Ich ändere mich«.

Dann fiel mir Herr Baltz ein. Der hatte auch vom Verändern gesprochen. Der hatte »Tut Buße« so übersetzt. »Ändert euch!« Und er hatte uns das weitläufig zu erklären versucht.

Langsam kamen mir Bedenken, ob »Kalif Storch« nicht mehr als ein Kunstmärchen sei. Das war doch so etwas wie ein Gleichnis? Mutabor: das Zauberwort, das erst den Menschen macht.

Ich rückte unruhig herum. Mutabor! Wenn – mir das möglich wäre! Wenn ich aus mir einen Menschen machen könnte. Einfach mit einem Zauberwort. Wie hieß das Wort? Wo könnte ich es finden? (Lukas 13,3).

Der Regenschauer war vorüber. Ich klappte das Buch zu, warf es in die Kiste. Pah, Märchen für kleine Kinder! Darüber war ich erhaben. Will mir die Angel greifen, die Barsche müßten nach dem Regen gut beißen.

## **Die alte Krusen wird beerdigt**

Das Mädchen vom Gutshof knickste vor dem Opa. »Der Herr Superintendent hat angerufen. Der Herr Zechlin möge doch bitte die Beerdigung der Witwe Kruse übernehmen.«

Großvater nickte gnädig: »Kannst zurückrufen, ich übernehme.« Und wie gern er das tat! Predigen war für ihn das Allerbeste. Manchmal meinte ich, der Opa wünsche gar dem Pastor Krankheit an den Hals. Damit er selber dann als Lektor auf die Kanzel könne! Doch so weit ließ der Großvater sich selber nicht die Zügel schießen.

Zwei Tage darauf auf dem Friedhof: ein kalter Wind, die wenigen Nachbarn, die dem Sarg der Alten gefolgt waren, duckten sich hinter die Feldsteinmauer. Doch

aufmerksam lauschten sie der Trauerpredigt. Jener Maleachitext vom Jüngsten Gericht: Wie ungerecht uns das Leben mitspiele. »Der Gottlose gedeiht, kommt gut voran und bringt es zu etwas« (Maleachi 3,15). Die Alte aber hier: Hat sie nicht alles an ihren Kindern getan, was eine Mutter nur tun kann? Hat sie nicht bis in die letzten Tage hinein noch gearbeitet? Und? Arm ist sie geblieben, einsam gestorben. Wenige Nachbarn sind ihrem Sarg gefolgt. Wo bleibt die Gerechtigkeit?

Opa verstand es, eine solche Frage wirken zu lassen. Er wußte genau, welchen Wert eine Pause hat. Er ließ eine lange Pause eintreten. Er kannte seine Leute, wußte, wie langsam sie dachten. Er ließ ihnen Zeit. Bis erst der eine, dann der andere leise nickte. Nun sahen sie alle ihn an, warteten auf die Antwort.

Sie kam, klar und eindeutig. Wenn mit dem Tode alles aus wäre, dann ade, Treue und Redlichkeit! Wenn mit dem Tode alles aus wäre, dann laßt uns in den Tag leben, mitnehmen, was zu kriegen ist, und nur achtgeben, daß wir nicht erwischt werden. Wenn mit dem Tode alles aus ist, dann ist es umsonst, daß man Gott dient. Dann ist das Leben dieser Witwe töricht und ungeschickt gewesen. Was hat sie denn von all ihrem Fleiß, all ihrer Güte, all ihrer Treue? Nichts, rein gar nichts. Arm und bescheiden hat sie gelebt, unbeachtet ist sie gestorben, und in ein paar Jahren wird niemand mehr an sie denken. Wenn mit dem Tode alles aus ist.

Und wieder legte Großvater eine Pause ein. Bis er sah, daß alle mit ihren Gedanken am Ende dieses Weges angekommen waren. Und nun verkündete er den großen Tag Gottes, sprach von dem Gericht über die Gottlosen und dem Jüngsten Tag. »Euch aber soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit.« Ein neuer Tag bricht an, die Sonne geht auf. Auch für diese Mutter Kruse da in ihrem Armensarg.

Woher er das so genau wisse? Weil da in der Bibel steht »spricht der Herr«. Und nun wurde Opa persönlich:

»Stellmach, du hast dir da 'ne neue Milchzentrifug' gekauft. Wie das Ding richtig funktioniert, weißt du nicht, ist auch gar nicht nötig. Hauptsache, du hast 'ne Garantie darauf. Wie ich gesehen habe, auf drei Jahre. Drei Jahre garantiert dir das Werk, daß die Zentrifuge funktioniert. Ist eine ganz schöne Zeit, nicht? – Gar nichts sind drei Jahre, gemessen an der Ewigkeit! ›Spricht der Herr!« heißt es hier beim Propheten Maleachi. Der Herr garantiert dir, daß du auferstehen sollst am Jüngsten Tage. Daß wir – wir alle – leben sollen für die ganze Ewigkeit.«

Opa sprach mit dem Melker in dessen Sprache. Und was der Melker verstand, das begriff auch der Kutscher, auch die olle Utasch. Sie nickköpften und bekamen klare Augen. Wenn Gott selber garantiert, dann ist die Sache in Ordnung. Uns wird aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit.

## **Wie die Kälber!**

Am Tage drauf war das Wetter umgeschlagen. Der kalte Ostwind war einem milden Südwest gewichen. Es war von einem Tag auf den andern Frühling geworden. »Otto, laß doch mal das Kalb aus dem Stall!« Großmutter hatte recht. Das arme Vieh konnte einem leid tun. Den ganzen Winter über im Stall!

Großvater öffnete nun auch die untere Hälfte der Stalltür. Die Kuh sah sich neugierig um und zerrte am Strick. Sie wußte noch vom Vorjahr, was das zu bedeuten hatte. Doch das Kalb glotzte dumm. Es ahnte noch nichts von der Freiheit der Weide. Ich sah den Opa fragend an, doch er schüttelte den Kopf. »Die Kuh müssen wir noch drin lassen. Sie rennt uns hier auf dem Hof alles um und dumm. Doch treib das Kalb heraus!«

Ich schob und zerrte. Endlich hatte ich es geschafft. Das Kalb stand im Freien, blinzelte in die Sonne, ver-

drehte den Kopf. Und dann – aus heiterem Himmel heraus – ein Satz zur Seite! Fast hätte es mich umgeworfen. Und jetzt ging es mit allen vieren in die Luft, bockte, sprang wie unklug herum. Es war schon zum Lachen.

Nachher, als wir das Kalb wieder im Stall hatten, brummte Opa: »Mußte da an den Predigttext von gestern denken.« Er sah, daß ich nicht verstand, nicht verstehen konnte. »Ja, ich habe da den Schluß weggelassen. Weil ich Sorge hatte, die guten Leutchen könnten loslachen. Und das hätte sich doch für eine Beerdigung nicht gehört.« »Was hast du denn weggelassen?« Opa schmunzelte still. »Der Prophet Maleachi sagt da, als er von der Auferstehung spricht: Und ihr sollt herausgehen und springen wie die Mastkälber!«

Ich mußte grinsen, da ich mir das vorstellte: »Muß ja ein lustiges Bild geben: wie sie da wie Kälber herumspringen! Die olle Krusen, der Melker Stellmach, die Utasch mit ihren sieben Röcken!«

Jetzt lachte Opa über das ganze Gesicht: »Du und ich, der Herr Pastor mit flatterndem Talar und – und der Herr«, Opa ließ das Wort auf der Zunge zergehen, »der Herr Generalsuperintendent!«

Wieder eine Stunde später beim Angeln kam Opa nochmals darauf zurück. »Weißt du, Bub, ich glaube, der liebe Gott hat eine tüchtige Portion Humor. Ich kann mir gut vorstellen, wie er über uns lacht. Wenn er mich Hänchenklein ansieht, wie ich mich wichtig tue. Oder – wenn er dich Klugschieter betrachtet!«

## **Mehr wert als Gold**

Eine verrückte Zeit war das: Gestern hatte ein Brot 300 000 Mark gekostet, heute wollte der Bäcker dafür 420 000 haben. Der Dollar war daran schuld, weil er von Tag zu Tag »stieg«. Dabei sah so ein Dollar ganz harmlos

aus. Großvater hatte mir einen zum Geburtstag geschenkt. Über der Schrift »ONE DOLLAR« war ein spitzbärtiger Mann zu sehen. Ich bestürmte die Mutter, mir die Inflation zu erklären. Doch sie verhaspelte sich hoffnungslos. Sogar meine Studienräte verwickelten sich in Widersprüche. Offenbar war es ein Mysterium, daß der Dollar Tag für Tag stieg und die Mark entsprechend fiel.

Ich beobachtete die Primaner, die in den Pausen Briefmarken tauschten. Jeden Tag kamen neue Marken heraus. Meist waren es die gleichen, nur die Aufdrucke kletterten in astronomische Höhen: 100 000, 500 000, 2 Millionen, 20 Milliarden . . .

Die Primaner unterhielten sich über Wertanlage, Geldschwund und Goldwährung. Anscheinend hielten sie das Sammeln von Marken und Papiergeld für eine Art Wertanlage. Später stellte sich heraus, daß sie keineswegs Millionen geschneffelt hatten.

Auch dem Herrn Prank war das nicht gelungen. Dabei hatte er einen glänzenden Start erwischt. Er war irgendwo in Immobilien eingestiegen. Ich konnte mir weder unter Immobilien noch unter Einsteigen etwas vorstellen. Immerhin hatte es sich gut angelassen. Seine Frau trug kostbare Pelze, ein betreßter Chauffeur fuhr ein schweres Auto vor Pranks Häuschen.

Eines Tages war Herr Prank – wie die Leute sagten – »geplatzt«. Das Auto wurde nicht mehr gesehen, Frau Prank nahm wieder eine Aufwartestelle an. Es ließ sich nicht leugnen: Die Luft war raus!

Noch schlimmer hatte es Mannsi erwischt. Ich weiß nicht mehr, wie er richtig hieß. Er war Orientalist gewesen, geschätzter Kunsthistoriker, Besitzer einer stolzen Sammlung. »Herr Geheimrat, zwei Milliarden für die mykenische Vase!« Und Mannsi willigte ein. In wenigen Wochen war die Kunstsammlung – das Werk seines Lebens – in alle Winde zerstreut. Mannsi war Billionär! Was wußte er – ein Stubengelehrter – von Wertverfall?

Als er begriff, was geschehen war, schnappte er über. Ein Schlachtergeselle, der durch Schiebergeschäfte zu Wohlstand gekommen war, zog in die Villa; Mannsi bekam ein Asyl in einer Dachmansarde. Er habe, so erzählte man sich, sein Dachstübchen mit Milliarden Scheinen tapeziert. Doch es hielt ihn nicht zu Hause. Er zog singend durch die Straßen: »Dionysus bin ich, zur Freude euch gesandt, ihr Sterblichen!« Er schwang einen bändergeschmückten Thyrsusstab und tanzte zum Lachen der den Takt klatschenden Kinder.

Dionysus hüpfte durch die Straßen und ließ die bunten Bänder flattern. »Freunde, kommt mit mir zum hohen Olymp!«

Auch Herr Kattenbusch hatte den Rückweg zu der Wirklichkeit nicht gefunden. Er hatte seine Bauparzellen an der Schloßstraße für 500 Milliarden verkauft. Vier Wochen später konnte er sich für diesen Betrag gerade noch den Strick kaufen, mit dem er sich auf dem Dachboden erhängte.

Und an all dem sollte der Dollar schuld sein? Dunkel ahnte ich: Nicht der Dollar, die Menschen sind schuld. Doch das Wie und das Warum blieb für mich unergründlich. Ich ahnte nur, »daß ein Mann kostbarer sein soll als Feingold und ein Mensch wertvoller als Goldstücke aus Ophir« (Jesaja 13,12).

Von der Straße erscholl Mannsis Gesang: »Her zu mir, ihr Traurigen! Dionysus will euch erfreuen!« Ich hörte Erwin und Willi lachen, konnte das schrille Kreischen der Inge heraushören und – schüttelte mich. Die Mark hatte keinen Wert mehr? Falsch: Der Mensch verlor an Wert, Tag um Tag.

## Bambino

Er hatte uns vom Santo Bambino erzählt, einem Bild, das er irgendwo in Italien gesehen hatte. Seitdem nannten wir ihn nur noch Bambino. Der Name saß. Sein hilfloser Blick, wenn wir im Religionsunterricht mit ihm unser Spiel trieben! Es lag dann etwas rührend Kindliches in seinen braunen Mandelaugen. Bambino –

Ab Untersekunda konnte man sich an fakultativen Unterrichtsstunden beteiligen. Unter dem reichen Angebot wählte ich Hebräisch. Die Klassenkameraden wunderten sich, die Lehrer schüttelten die Köpfe, Bambino war dem Weinen nahe. Dieser Schüler, der ihn in der Religionsstunde so oft mit hinterhältigen Fragen in die Enge trieb, der es verstand, ein abgefeimtes Spiel aufzuziehen, bei dem die Klasse den Lehrer in peinliche Verlegenheit brachte, dieser Schüler konnte sich ja nur aus Niedertracht zum hebräischen Unterricht gemeldet haben.

Tatsächlich waren Bambinos Ängste nicht unbegründet. Gerhard bestürmte mich: »Warum belegst du Hebräisch? Was soll dir das Hebraicum? Du hast doch nie und nimmer die Absicht, Theologie zu studieren?« Ich konnte nur grinsend mit den Schultern zucken. Was hätte ich antworten können? Traf Gerhard, der schon mit fünfzehn auf die Theologie zusteuerte, nicht ins Schwarze? Ja, er hatte recht, wenn er mir vorhielt: »Das tust du doch nur, um ja keine Gelegenheit auszulassen, Bambino in die Verzweiflung zu treiben!«

Ich habe Gerhard, mit dem ich Jahre hindurch die Schulbank teilte, immer geschätzt. Damals war es die Achtung vor seinem Fleiß, heute ziehe ich den Hut vor einem Theologieprofessor, der nicht nur ein anerkannter Wissenschaftler, sondern auch – was mir mehr gilt – ein rechter Christ ist. Beinahe wäre es Gerhard damals gelungen, mich von meiner Anmeldung abzubringen.

Daß ich dann doch am Hebräischunterricht teilnahm?

Obwohl er am Sonnabend von dreizehn bis vierzehn Uhr stattfand und mir das Wochenende verkürzte? Ich wußte damals nicht, warum ich darauf bestand, warum ich tatsächlich lernte und beim Abitur auch das Hebraicum ablegte.

Und wenn man's mir vorgehalten hätte: Du willst doch nicht etwa Theologe werden?, ich hätte es abgeleugnet, ganz entschieden und aus ehrlicher Überzeugung. Ich hatte nicht bemerkt, daß ich schon angebissen, daß Gott mich bereits fest an seinem Haken hatte und zum Ufer drillte.

Ja, er hatte mich längst. Und führte mich, wohin ich nicht wollte (Johannes 21,18).

## **Wie ich mich hasse!**

Es wurde höchste Zeit, daß ich mich zum Konfirmandenunterricht anmeldete. Die andern gingen alle zum Licentiaten J., der groß in Mode war. In der Tat: Seine Predigten waren stilistisch glänzend und boten handfestes Evangelium. Zudem hatte er es verstanden, einen »Stab« junger Mitarbeiter heranzuziehen. Von ihm geschult, leiteten diese Jungenwarte die blühende Jugendarbeit.

Weihrauch dagegen? Der war als orthodox, kleinkariert und altmodisch verschrien. Nur ein paar Kleinbürgerliche, die sich nicht auskannten, hatten bei ihm ihre Kinder angemeldet. Von sich aus wäre kein Junge zu ihm gegangen.

Nur ich. Aus purer Dickköpfigkeit. Um mir und den andern zu beweisen, daß nicht einmal dieser Weihrauch mich erschüttern könne. Dem würde ich es geben wie dem Bambino. Daß es die unbewußte Furcht vor dem Lic war, der meine Zerrissenheit als geschulter Psychologe wohl bald durchschaut hätte? Niemals hätte ich das zugegeben.

Es stimmte: Weihrauch war ein eingefleischter Orthodoxer. Warum warst du Sonntag nicht in der Kirche? Wie, du kannst die Erklärungen zum zweiten Artikel nicht? Dreimal schriftlich! Seine Unterrichtsmethode entsprach seiner theologischen Grundhaltung, war von vorgestern. Geschah mir ganz recht! Ich hatte es ja nicht anders gewollt. Aber nun hieß es durchhalten. Abmelden und zum Lic überlaufen? Kam nicht in Frage, wäre ja einer Kapitulation gleichgekommen. Also rächte ich mich billig: Ich schnitt Weihrauch, der passionierter Raucher war, die Zigarre, die er draußen auf den Heizkörper gelegt hatte, der Länge nach entzwei. Als er die Tat nach dem Unterricht entdeckte, wußte er sofort, wo der Schuldige zu suchen war. Ich war der einzige gewesen, der mal hatte »austreten« müssen.

Weihrauch sah mich an, lange. Dann sagte er: »Du bist ja nur zu feige, um gut zu sein!« Sprach's, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand in seine Wohnung, in der es – wie hätte es anders sein können – von Kindern wimmelte.

Ich stand da und hatte die Fäuste in den Taschen geballt. Zu feige, um gut zu sein? Wie hatte er das gemeint? Was hatte er gemeint? Ich fand noch nicht die Antwort. Ich fühlte nur die offene Wunde, in die Weihrauch gestoßen hatte. »Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich« (Römer 7,19).

Ich wurde konfirmiert. Danach meldete ich mich bei Weihrauch als Helfer für den Kindergottesdienst. Der halbe Sonntag war jetzt verloren. Warum ich mich auf dieses Geschäft einließ? Wenn mich jemand gefragt hätte, meine Antwort wäre gewesen: Weil ich mich hasse!

Keine Antwort hätte ich gewußt auf die Frage: Warum haßt du dich?



*Am Zoppoter Seesteg 1930*

## **Ich will zur See!**

Die Vorfahren der Grebiner Großmutter waren Seefahrer gewesen. Peter Striepling war als Skipper Blockadebrecher gegen Napoleon, bis er, des unruhigen Treibens satt, den Knüppelkrug in der Niederung übernommen hatte.

Rührte daher die Unruhe meines Blutes, wenn ich das Rauschen der See hörte? Als ich klein war, hatte der Bach mich gelockt. Ich mußte ihm folgen, aufwärts, immer gegen die Strömung, hin zu den Quellen. Dann nahm die Kladau mich gefangen. Still zog ihr Wasser durch den

Mühlenteich. Doch dann, im Mühlengraben, schob es sich mit Macht durch das Eisengitter, warf sich über das Mühlrad und zwang das schwere Mahlwerk zur Arbeit. Aufwirbelnd schäumte es in die Mottlau.

Ich saß und blickte dem leise ziehenden Floß meiner Angel nach. Doch ich glaube, ich hätte auch dann dort gegessen, wenn kein einziger Fisch da seine Flosse geregt hätte. Vorwand war mir das Angeln, ich mußte nahe dem Wasser sein.

Früh war ich ihm vertraut, früh war es mir vertraut. Schwimmen wie ein Hundchen, paddeln im Schlachtetrog. Dann der Kahn des Müllers Kelsch, rudern und wriggen wie ein Alter.

Freischwimmer, Fahrtenschwimmer, Grundschein. Als Sekundaner in die Ruderriege. Traumhafte Wanderfahrten durch die Mark, durch Mecklenburg. Stilrudewettbewerb und erste Regatta.

»Ich gehe zur See!« Ein Wunsch, der unerfüllbar blieb. Marineoffizier? An einer Hand fast herzuzählen die wenigen, die jährlich angenommen wurden. Die christliche Seefahrt? Die Häfen waren verstopft von aufgelegten Schiffen, die am Kai verrotteten. Weltwirtschaftskrise. Es wurde nichts aus meinen Träumen.

Ich wußte nur zu gut, daß es nichts werden konnte. Und träumte dennoch weiter. Doch irgendwo tief drinnen spürte ich, daß dieses Träumen eine Flucht war, ein Fluchtversuch. Ich war wie Jona. Gott hatte mich gerufen, zum erstenmal, als mir der Vater starb. Ich aber wollte nicht nach Ninive. Ich wollte weg nach Tarschisch, auf die See. Es ging mir allemal wie Jona. Gott holte mich ein, brachte mich zurück, stellte mich auf seinen Weg.

Psalm 139,9–10: »Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten.«

## Der Licentiat

»Sieh eener an, der junge Herr will Gott und die Welt mit seinem Verstand ergründen!« Der Licentiat, der als Psychologe und Jugendpfarrer in Berlin bekannt war, sah mich spöttisch an. Mir war nicht mehr so wohl zumute wie Minuten zuvor. Immer, wenn der »Lic« zu berlinern begann, wurde es für uns »mulmig«. Und da hatte ich als stolzer Primaner mich mit ihm in einen Gelehrtenstreit eingelassen: »über die Gerechtigkeit Gottes«!

»Mach's dir bequem, mein Lieber! Ick erzähl' dir jetzt ne Jeschichte.« Er räkelte sich in seinem rotbezogenen Sessel zurecht. »Ich war im Urlaub wie üblich im Harz, da oben bei Bad Grund. Es war nicht so gemütlich wie sonst. Sie waren am Umbauen! Der eine Flügel des Hauses war abgerissen, da der Wurm im Holz war. Die Giebelseite klaffte offen. Abstützungen davor, ein Baugerüst.«

Er zog die Brauen hoch. »Tja, und da hatte ich gleich in der ersten Nacht ein tolles Erlebnis. Wir hatten lange zusammengehockt und geklönt. Ich war todmüde, als mich der Hausherr nach oben führte. Das geschah mit Hilfe einer schon ziemlich erschöpften Taschenlampe. Das Stromnetz war im Obergeschoß – wegen der Bauarbeiten – abgeschaltet. Ich hörte kaum hin, was mir der Hausherr noch sagte. Von der abgerissenen Wand war die Rede, und daß ich da nicht hinunterfallen sollte.«

Er blinzelte mich an. »Mitten in der Nacht wurde ich wach. Ich mußte mal hinaus. Ich grabbelte nach der Taschenlampe, sie streikte. Ich mußte mir also im Dunkeln meinen Weg suchen. Gut, daß ich meinen Stock mit heraufgenommen hatte. Er mußte über der Stuhllehne hängen. Da war er, ich fühlte die Krümmung des Griffes, hängte ihn mir über den Arm und tappte los. Hinter mir polterte etwas auf den Boden.

Ich wußte von früher, die Toilette war links. Doch wie war das mit dem abgerissenen Giebel? War der nicht auch links? Dann galt es aufzupassen, daß ich nicht ab-

stürzte! Mit ausgestreckter Hand tastete ich mich an der Wand entlang. Da, jetzt war sie zu Ende. Ich nahm den Stock vom Arm, fühlte nach rechts: nichts! Links? Auch nichts! Und auch da dicht vor mir: mein Stock stieß ins Leere!

Ein eisiger Schreck durchfuhr mich. Plötzlich sah ich die abgerissene Giebelfront wieder vor mir: das Baugerüst! Und mitten aus ihm heraus ragte ein Brett. Auf diesem Brett stand ich jetzt. Ein einziger Schritt in falscher Richtung, und ich stürzte ab!«

Er starrte zur Heizung hinüber, zu seinem schwarzen Krückstock mit dem Silbergriff. Ob das der war, den er in jener Nacht benutzt hatte?

»Stunde um Stunde stand ich da. Mich fror zum Erbarmen. Nur keine falsche Bewegung! Endlich dämmerte es. Ein lichtiges Viereck wuchs aus der Schwärze, ein Fenster. Allmählich fand ich mich zurecht. Schräg rechts das Fenster, links die Wand, und zwei Schritte vor mir die gesuchte Tür. Keine Leere, kein Abgrund, kein Nichts. Ich stand mitten im Flur, völlig sicher.«

»Aber der Stock!?!« Er langte nach dem Stock, der an der Heizung hing. Mit einer drehenden Bewegung trennte er die silberne Krücke von der geraden Stocklänge. »Hier, diese Krücke hielt ich in der Hand! Das Unterstück war abgefallen, lag in der Stube auf dem Boden.«

Ich weiß heute noch nicht, ob er diese Geschichte erlebt, frei erfunden oder irgendwo angelesen hatte. Ich kann ihn auch nicht mehr danach fragen. Er ist lange tot. Aber ich höre seine Stimme.

»Es war mein Glück, daß keiner mich da hat stehen sehen: im Nachthemd, mit einer abgedrehten Krücke in der Hand!« Und nun sah er mich voll an. »Höre meinen guten Rat, du Schlaukopp: Wenn du schon ausziehst, die Gerechtigkeit Gottes mit der Krücke deines Verstandes zu ergründen, dann tu das bitte unter Ausschluß der Öffentlichkeit! Du blamierst dich sonst unsterblich!«

## Ein »Sturmabend«

Die schulischen Leistungen des Unterprimaners Gerd Bosse sind unbefriedigend. Seine Stärke liegt auf anderem Gebiet. In der Pause klopft er mir auf die Schulter: »Darf ich dich für heute abend in die Althoff-Klausur einladen? Wir feiern meine Beförderung zum Sturmführer.«

Man sollte sich diese SA einmal ansehen. Also finde ich mich gegen acht Uhr bei Gerd ein. Er hat bereits seine Uniform angezogen, drückt sich eben den »Parteihut« auf das schütterere Blondhaar.

Aus der Althoff-Klausur dringt dröhnendes Lachen. »Achtung! Der Sturmführer!« Der Lärm erstirbt im Augenblick. Bosse erhebt den Arm: »Heil Hitler, Sturm vier!« »Heil Hitler, Sturmführer!« donnert es von den Männern zurück. Gerd überfliegt die Reihen mit Feldherrnblick. Dann wirft er lässig hin: »Weitermachen!«

Ich habe ihn aus den Augenwinkeln beobachtet, weiß Bescheid: Gerd reagiert sich hier seine Minderwertigkeitskomplexe ab! Unauffällig sezieren ihn. Er nickt gönnerhaft, kommandiert herum, belehrt. Und morgen wird er verlegen stotternd vor Crassus stehen und keinen Satz zu einem vernünftigen Ende bringen.

Ein Kampflied wird gesungen. Nun erklärt Bosse den Punkt sieben des Parteiprogramms. Ich studiere die Gesichter. Da drüben der Schneider Hinze, seit Jahren arbeitslos. Sieh an, dort – als Truppführer – der feine Herr Prank, der während der Inflation Schiebergeschäfte betrieb, nun aber zu den Dauerstemplern zählt. Der Dicke dort hinten: eine bekannte Type aus dem Kleingärtnerverein. Jetzt setzt er den vom Sturmführer spendierten »Stiefel« an, läßt das Bier in einem einzigen langen Zuge in sich hineinlaufen.

Arbeitslose, Kurzarbeiter, enttäuschte Kommunisten, komplexbehaftete Kleinbürger – dieser Hitler hat erkannt, wie leicht man solche Menschen lenken kann. Man braucht ihnen nur den Strohalm hinzuhalten.

Bosse spricht: »Wir werden dieses morsche System aus den Angeln heben. Wir haben das Gerede im Reichstag satt. Taten wollen wir vollbringen. Ein Wille, ein einziger nur, darf gelten: der unseres Führers!« Er berauscht sich an den eigenen Worten, die gar nicht die eigenen sind.

Das Führerprinzip: immer wieder wird es berufen und praktiziert! Die »Anwärter« da drüben: wie sie liebedienern und flitzen, wie sie sich herumkommandieren lassen. So also sieht das in der Partei aus. Der Führer befiehlt, von Stufe zu Stufe sickert der Befehl nach unten durch, wird stur befolgt. Wer aus der Reihe tanzt, wird ausgestoßen.

Es reichte mir. Ich leerte mein Glas und erhob mich. Unauffällig schlenderte ich zur Tür, als wolle ich nur eben mal hinaus. Im Vorbeigehen warf ich ein Markstück auf die Theke. Jetzt war ich an der frischen Luft.

Führerprinzip und Kadavergehorsam. Das war nichts für mich. Hier würde ich nur immer Rädchen sein, getrieben, gedreht, verschlissen.

Tags drauf fragte mich Gerd: »Warum warst du denn so plötzlich verschwunden?« Von oben herab warf ich hin: »Weißt du, Gerd, diese Saufereien liegen mir nicht. Wenn du dich da wohlfühlst –«

Nein, die Partei kam nicht für mich in Betracht.

Erst viel später wurde mir klar, daß nicht mein politischer Weitblick mich vor dem Irrtum jener Zeit bewahrte. Etwas anderes hat mich gelenkt. Ich liebte viel zu sehr mich selbst und meine Freiheit, als daß ich hätte Nazi werden können. Der Lic, der sich auf Psychologie verstand, hat es später einmal so ausgedrückt: »Nur dein Narzißmus, Sali, hat dich vor dem Nazismus gerettet!«

Manchmal bedient sich Gott unserer Fehler, um uns auf dem rechten Weg zu halten.

## Das erste von sieben Jahren

Rudern und Schwimmen, Langstreckenlauf, Handball und Turnen. Abends Judo-Training beim Deutschen Meister Erich Rahn. Und nebenher gebe ich noch Unterricht, Nachhilfe für leistungsschwache Tertianer. Drei, vier Stunden die Woche im Sommer, doch winters auch acht oder gar zehn Wochenstunden. Ich war nicht schlecht gestellt, stand besser da als mancher Arbeitslose.

Und nun bot sich ein Fernziel: Lotti. Nein, ich hatte sie nicht im Kindergottesdienst kennengelernt, wo ich noch immer Helfer war. Wir fanden uns in der –Tanzstunde. Mit Mühe hatten die Freunde mich mitgeschleppt. »Mann, das gehört doch zur allgemeinen Bildung!« Mir kam das Tanzen albern vor. Doch wenn ihr meint –?

Da saßen wir nun und ließen Fräulein Bratfischs Kommentare zum Knigge geduldig über uns ergehen. Wie man auffordert, sich verbeugt, der Dame den Arm bietet. Wir Herren saßen in langer Reihe hüben, der Damenflor gegenüber. Wir fühlten uns unbehaglich im Konfirmandenanzug, der hier und da schon spannte. Die blankgewetzten Knie hatte ich mit schwarzem Kaffee aufgefrischt. Die Bügelfalte hatte unter der Matratze wieder Linie bekommen. Erste Tanzschritte, zuerst die Damen, jetzt die Herren. Es war wirklich albern. Nun klatschte Fräulein Bratfisch in die Hände. »Bitte, Herr Klose, ein Foxtrott!« Herr Klose hämmerte auf das Klavier ein: »Valencia . . .«

»Halt!« rief Fräulein Bratfisch. »Aber, meine Herren! Sie stürzen sich ja auf die Damen, als handle es sich um den Raub der Sabinerinnen! Nein, bitte, bewegen Sie sich gesittet!«

Wie Sie wünschen! Betont langsam schlenderte ich also hinüber. Da haben wir es: Alle Damen sind vergeben, nur eine Pummelige ganz am Ende ist noch frei. Doch nun heißt es, in den sauren Apfel beißen. »Darf ich bitten?« Und gnädig biete ich der Ärmsten meinen Arm.

Auch das ging vorüber. Ob das Takthalten immer so schwierig war? Meine Stiefelspitzen waren stumpf getreten. Doch ich konnte mich trösten, hatte mindestens ebenso oft stottern müssen: »O Verzeihung!«

Nein, das mußte anders werden. Zurückhaltung mochte zwar vornehm sein, doch sie brachte offenbar nichts ein. Das hatte ich ja eben erfahren, als ich mit dem »dicken Ende« hatte vorlieb nehmen müssen. Mit Kennermiene musterte ich die Reihe der Damen. Die Dunkelhaarige da mit dem kecken Herrenschnitt! Hatte die nicht eben mit Gerd getanzt? Hatte sich geschickt angestellt. Machte auch sonst einen netten Eindruck. Ich kam beim nächsten Tanz gut vom Start, erwischte die Auserwählte. Und siehe da, wir traten uns kaum auf den Fuß.

Die Welt war wieder in Ordnung. Bis zu dem Augenblick, da Fräulein Bratfisch verkündete: »Damenwahl!« Ich setzte mich siegessicher zurecht. Doch meine Erwählte schwenkte kurz vor mir zur Seite und bat Gerd um den Tanz. So ein – Luder! Ich kochte, bot aber galant der Pummeligen den Arm, die mich in ihr Herz geschlossen hatte. Es wurde eine Stiefelschlacht, weil meine Gedanken bei der anderen waren. Na warte! Mich zu versetzen – ich war in tiefster Seele verwundet. Nein, nun erst recht! Tanz um Tanz forderte ich »meine« Dunkle auf. Bis Fräulein Bratfisch monierte: »Es gehört sich nicht, immer dieselbe Dame aufzufordern. Ich muß doch bitten –«

Nun gut. Doch wer will mir wehren, meiner Erwählten in den Mantel zu helfen? Und ihr meine Begleitung anzubieten?

So fing es an. Ich habe ihr dann – schon sehr bald – meine Begleitung durchs Leben angeboten. Und wir haben uns sehr wenig auf die Füße getreten. Und wenn einer von uns fallen wollte, hat der andere ihn gehalten.

Bei all dem waren wir altmodisch. Erst nach meinem ersten Examen haben wir uns verlobt, nach dem zweiten geheiratet. »So diente Jakob um Rahel sieben Jahre, und

es kam ihm vor, als wären's einzelne Tage, so lieb hatte er sie« (1. Mose 29,20) Erst als ich eine Pfarrstelle hatte, kam das erste Kind.

Wir sind auch heute noch altmodisch. Wir halten nichts von der umgekehrten Reihenfolge.



## Hin und her

Sie sah mich prüfend von der Seite an. »Du willst nach dem Abi Theologie studieren?« Ihr Blick irrte zur Seite. »Ich – ich weiß nicht –« Es klang ratlos. Sie führte den Satz nicht zu Ende. Doch ich konnte mir denken, was sie meinte: Du und Pfarrer? Ich verstand, verstand nur zu gut. Laut aber sagte ich: »Darüber müssen wir noch nicht gleich entscheiden, wir haben ja noch ein halbes Jahr Zeit. Ich dachte nur, daß das gut zu deinen Plänen passe.« »Weil ich Kindergärtnerin und Hortnerin werden möchte?« »Eben!«

Der Kies knirschte unter unseren Schritten. »Mal sehen!« warf ich hin. »Auf jeden Fall belege ich auch Sport.« Ich spann den Gedanken weiter. »Das wäre auch nicht schlecht, Sport als Haupt- und Religion als Nebenfach.«

Wir waren uns einig auch ohne viele Worte. Wir sprachen über die gemeinsame Zukunft, als sei das selbstverständlich. Es war uns selbstverständlich.

Nur das mit der Theologie nicht. Ich spürte ihre Bedenken, auch wenn sie nicht ausgesprochen wurden. Du und Pfarrer? Wie soll das angehen? Wie kann das gutgehen?

Auch als ich Abi und Hebraicum bestanden hatte und mich bei der theologischen Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität immatrikulieren ließ, blieb das bohrende Fragen. Bei ihr und auch bei mir.

Ich redete mir ein, es leichtnehmen zu können. Kommt Zeit, kommt Rat. Für alle Fälle belegte ich Sportphysiologie und nahm an den leichtathletischen Kursen der Uni teil, Sportmedizin und Sportpädagogik konnten nützlich sein. Man würde dann ja sehen.

Es kam ein herrlicher Sommer. Unser Falboot auf den Havelseen, Wind, Wellen, Wolken. Wir fragten uns gegenseitig den Lernstoff ab. Bibelkunde und Geschichte der Pädagogik, die Gesichte des Sacharja, Amos Comenius, Kirchengeschichte und Missionskunde: Wir lernten alles gemeinsam und zogen daraus Gewinn.

Theologie? Das war gar nicht mehr etwas so Fremdes. Allmählich wurde die Bibel vertraut, Gespräche gewannen Tiefe. Die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes? Cur deus homo? Warum Gott Mensch wurde? Im Flüstern des Schilfes raunte die Saga der Schöpfung.

Das alles würde ich verwerten können – als Religionslehrer. Hauptfach aber: Sport!

»Und ich gedachte bei mir selbst: Was soll ich tun?« (Lukas 12,17).

## Die neue Zeit

Der Dienst als Helfer im Kindergottesdienst machte mir einfach Spaß. Nun nahm ich auch zum Licentiaten Verbindung auf. Bald leitete ich eine Jungenschar.

Doch über allem stand der Sport. Viermal in der Woche hartes Training im Achter, später im Doppelzweier. Regatten, Höhepunkt der Sieg im Doppelzweier mit Freund Rasmus. Im Winter Kastentraining bis aufs Blut. Und zum Ausgleich Jiu-jitsu, Handball und Waldlauf.

Doch über Nacht wurde die Theologie eine ernste Sache. Die Epoche Weimar war zu Ende. »Bei den Sternen überm Waldesrand liegt die neue Zeit!« Bald dröhnte Marschschritt auf allen Straßen. »Siehst du im Osten das Morgenrot? – Volk ans Gewehr!« Am 30. Januar übernahm die SA das Kommando. »Deutschland erwache!« und »Juda verrecke!« – das war die neue Zeit, das war der neue Mensch.

Weihrauch war anfangs hell begeistert. »Jetzt darf man wieder stolz ein Deutscher sein!« Sein Patriotismus ließ ihn alles Miese an dem böhmischen Gefreiten übersehen. Und Weihrauch schien recht zu behalten. In Massen wurden SA-Leute mit ihren Frauen nachgetraut. In Massen strömten die Braunen zur Kirchenwahl in die Gotteshäuser. Und nun saßen sie in den kirchlichen Gremien, stimmten ab über Fragen, zu denen ihnen jeder Sachverstand fehlte. Weihrauch und viele andere schluckten auch das. »Kinderkrankheiten, die wir schon kurieren werden!«

Dann kam der Arierparagraph. Auch in der Kirche brach die neue Zeit an. Ein Superintendent in Potsdam wurde in den Ruhestand geschickt, weil seine Frau jüdischer Herkunft war! Der Lic verlor darüber nur ein Wort: »Siehste!« Er hatte es vorausgesagt. Er hatte ein Buch gelesen, das alle besaßen, aber nur wenige lasen: »Mein Kampf«. Der Lic hatte es mit wachem Verstand gelesen. Und er hatte begriffen. »Weeßte, Sali, det jibt Kirchen-

kampf. Schlimmer, det jibt Krieg!« Ich wußte, wie sehr ihm das Herz brannte. Weil er sich in die Oderbruchmundart seiner Jugend flüchtete.

Weihrauch brach mit den Nazis? Ich war längst zum Licentiaten übergegangen. Hier gab es für mich Arbeit, die mir lag. Verbindungen wurden aufgenommen. Fäden gesponnen. Dahlem, Lichterfelde, Steglitz: Das wurde das magische Dreieck der Bekennenden Kirche in Berlin. Als Kurier mit dem Rad unterwegs, zwischen Moldaenke, Jahn und Hildebrand; hinüber zu Müller und Niemöller oder zu Jacobi.

Die Synode zu Barmen, dann – 19. bis 20. Oktober 1934 – die Synode zu Dahlem. Heinrich Vogel, Harder, Jakob, der »Bruder Generalsuperintendent Dibelius«, der »reformierte Papst« Karl Barth. Und mitten dazwischen wir Kandidaten: Zeugen weltgeschichtlicher Entscheidungen, Statisten der Kirchengeschichte. Wie wichtig kam ich mir vor, als ich in der Dahlemer Dorfschänke zwischen Niemöller und Vogel zu sitzen kam. Niemöller kannte mich längst, Vogel sollte mich demnächst kennenlernen. Wenn er mich im ersten Examen prüfte!

Denn die Bekennende Kirche hatte ihre eigene Prüfungskommission ernannt, da die Amtskirche den Irrlehrern verfallen war. Wir waren sieben »tapfere Bekenner«, die in Dahlem den Kandidaten-Notbund gründeten. Wir fühlten uns als Zeugen des rechten Glaubens. Wir waren jung und wußten nur vom Studium der Kirchengeschichte, was Martyrium bedeutet. Gott hat es uns allen sieben erspart. Aus Barmherzigkeit. Wer weiß, wie wir hätten bestehen können? Von meiner Kraft denke ich heute nicht mehr sehr hoch. Heute.

Warum? Weil ich heute, nachdem ich das alles aus dem Abstand der Jahre überdacht habe, weiß: Es war nicht Zeugenmut des Glaubens, es war vor allem Widerspruch. Widerspruch eines Unbändigen gegen die Peitsche der Diktatur. Der Mensch in mir bäumte sich auf. Nicht der Christ.

Wie es sich mit den andern verhielt? Ich wage kein Urteil. Gott allein weiß. Und Gott ist barmherzig.

Und wieder muß ich seine Weisheit bewundern. Wie er mich in diese Gemeinschaft hineinführte, wie er mich Schritt für Schritt zu seinem Diener machte, wie er mich unversehens zu seinem Prediger wählte und mir Vollmacht gab, die Vollmacht seines Wortes.

Ich kann nur immer wieder staunen, wie er mich geführt hat (Hesekiel 37,2).

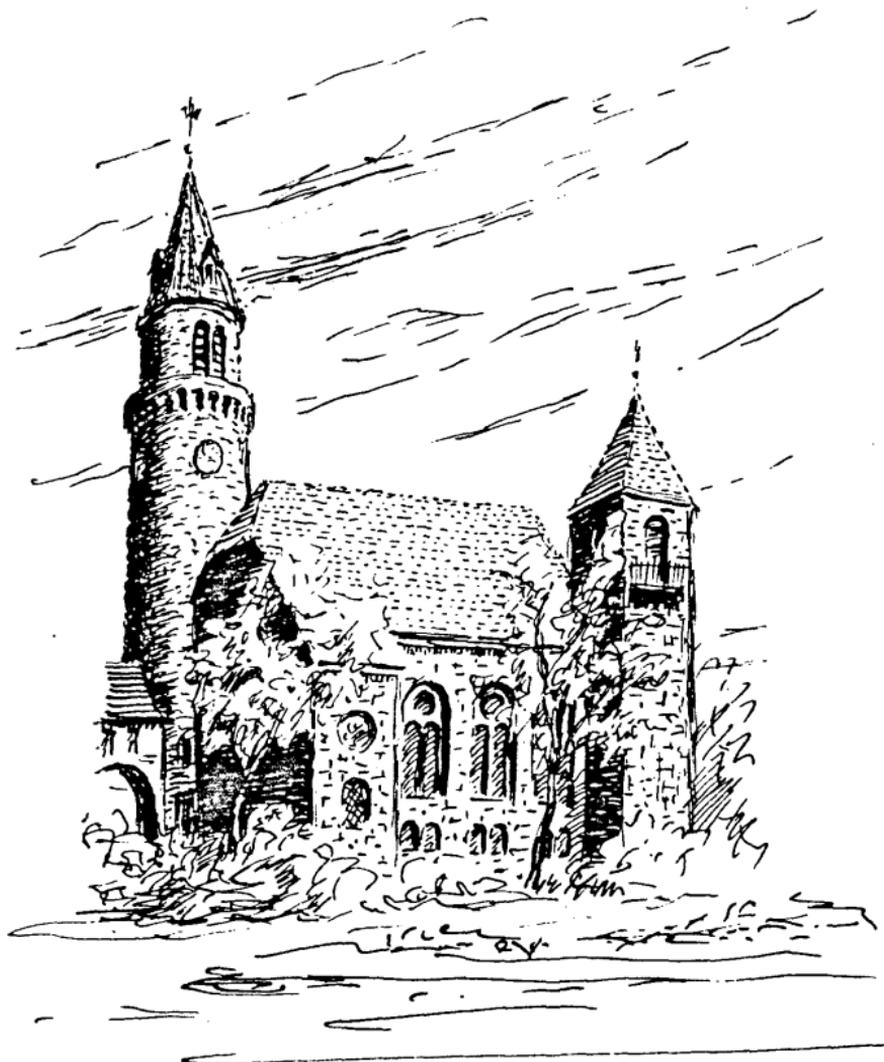
## **Im Untergrund**

Die Herren der Prüfungskommission waren nervös. Es war das erste Examen, das die neugebildete Kommission am 30. Januar 1935 abnahm. Wir sechs Kandidaten fühlten uns noch unbehaglicher. Würden die Prüfenden die Oasen unseres Wissens finden? War die Prüfungskommission nicht gradezu verpflichtet, uns besonders streng heranzunehmen? Um von vornherein einem Vorwurf vorzubeugen, bei der BK sei das Examen den Kandidaten nachgeworfen worden?

Heinrich Vogel, Harder und Jakob schienen anfangs unsicher. Doch dann ging die Ruhe der in solchen Prüfungen erfahrenen Professoren Lütgert, Bertholet und Richter auf sie über. Und Superintendent Albertz, der präsierte, hielt die Fäden fest in der Hand.

So kam es, daß wir alle bestanden, nur einem wurde ein »Schwänzchen« angehängt. Ich war mit meinem »Im ganzen gut« zufrieden, hatte ich doch wenig Zeit gehabt, mich auf die Prüfung vorzubereiten. Zwei Dinge nahmen mich in Anspruch: der Sport und mein Beruf als Gauwart im Ostdeutschen Jungmännerwerk.

Seit mehr als einem Jahr hatte ich dieses Amt inne. Es forderte meine ganze Kraft. Fast jeden Nachmittag, mit Sicherheit aber jeden Abend war ich mit dem Rade un-



*Die Lukaskirche in Berlin-Steglitz*

terwegs. Jungenschar in Moabit oder Lichtenberg, in Zehlendorf oder gar draußen in Hennigsdorf. Abend für Abend die jungen Männer in den CVJM, in Kirchengemeinden oder – die freikirchlichen Gemeinden – irgendwo in Hinterhöfen.

Nach dem Examen wurde ich als Lehrvikar dem Lic zugeteilt. Doch ich tat weiter meinen übergemeindlichen Dienst als Gauwart.

Und selbst zur Nachtzeit kam ich nicht zur Ruhe. Ein kleines Grüppchen Verschworener traf sich allnächtlich im Keller Dr. Kummers. Dort stand die Druckmaschine, auf der wir die Weisungen des Bruderrates zu Papier brachten. Hinter dicht verhängten Kellerfenstern druckten wir Kanzelabkündigungen und Fürbittenlisten, Aufrufe und Kollektenpläne. Und wenn die andern sich nach Hause schlichen, dann war ich noch mit dem Rade unterwegs. Es galt, die Drucksachen zu weit entfernten Briefkästen zu bringen. Die Gestapo wäre uns sonst auf die Spur gekommen. Es ist mir heute noch ein Rätsel, daß wir nicht erwischt wurden. Wir waren doch Dilettanten und machten manchen Fehler. Es war bestimmt nicht unser Verdienst, daß wir der Gestapo entgingen.



## **Er hat viel tausend Weisen**

Gott führte mich an langer Longe. Und wenn ich bockte, ließ er mich die Peitsche fühlen. Doch das geschah nur selten, nur wenn es gar nicht anders ging. Meist gab er mir Hilfe durch Menschen. Teils waren es bekannte Männer, deren Namen man noch heute nennt. Ein andermal sprach Gott zu mir durch seine »Kleinen«, durch die Geringen, die Armen im Geist.

Manche ahnten es nicht, daß Gott durch sie zu mir sprach. Gott hat mit mir nachsichtig geredet, wie ein Vater zu seinem Sohne spricht. Und Gott hat zu mir geredet in Zorn und Donner, daß mir Hören und Sehen verging. Er hat viel tausend Weisen.



## **Menschen in Berlin**

Das Starke galt, das Gesunde und Harte. Was schwach war und gebrechlich, war nicht lebenswert, wurde verachtet. Immerhin, es wurde – damals noch – geduldet.

Ich hatte im CVJM Wilhelmstraße Bibelstunde zu halten. Ein Studienfreund, auch Sportphilologe, wollte mich begleiten. »Muß doch mal sehen, was für Typen in so einem frommen Verein sich wohlfühlen.« Der junge Mann in der Pförtnerloge begrüßte uns freundlich, doch er stotterte zum Erbarmen. Mein Freund, der Zehnkämpfer, lächelte spöttisch.

Auf halber Treppe kam uns Aujust entgegen. Aujust war genau das, was sein Spitzname besagte: eben der »Aujust«! Er stürzte auf mich zu und schüttelte mir die Hand, als wenn er mir den Arm ausreißen wolle. »Mensch, Sali, fein, det de da bist! Ick freu mir uff de Bibelstunde!« Und vor Begeisterung lief ihm der Speichel aus dem Mundwinkel. Er wischte ihn mit dem Ärmel ab.

Der Sportler sah mich von der Seite an und flüsterte: »Wer Christ ist, muß wohl ein bißchen – doof sein?« Ich wollte eine ruppige Antwort geben, besann mich im letzten Augenblick eines besseren: »Hör mal, Aujust: Warum bist du eigentlich Mitglied hier im CVJM?« Er sah mich mit offenem Munde an. Dann ging ein Strahlen über sein Gesicht: »Weil man mir hier lieb hat!«

»Daß Gott solches den Weisen und Klugen verborgen hat und hat es den Unmündigen offenbart!« (Matthäus 11,25).

Am Telefon ein waschechter Berliner. »Hier CVJM Boxhagen. Jawoll, Herr Predjer, Sie warn schon mal bei uns. Hier inne Laube im Schreberjelände. Erinnern Se sich? Könn' Se heute abend zu uns komm'? Wir ham uns festgebissen an Matthäus 5. Wie bitte? Jawoll: Jebot der Feindesliebe.« Ein tiefer Seufzer. »Und det heute!«

In den drei letzten Worten lag alles. Feindesliebe heu-

te! Kirchenkampf, Verhaftungen, zwangsweise Eingliederung der evangelischen Jugend in die HJ, Verfolgung der trotzdem weiter bestehenden Jugendgruppen durch die Partei. Und dann: »Biete auch die andere Backe dar!« (Matthäus 5,39).

Auf dem Rade fuhr ich von Steglitz nach Berlin O. Durchgefroren kam ich vor der Laubenzelt an. Zwei dunkle Gestalten erwarteten mich. Zwischen Hecken entlang führten sie mich zu einer Wohnlaube. In dem engen Raum saßen sie dicht bei dicht, junge Männer zwischen zwanzig und fünfundzwanzig. Sie sahen abgerissen aus, unterernährt. Die meisten waren seit Jahren arbeitslos.

Dann sangen sie: »Wir sind ein kleines, trutzig Heer, die Letzten von den Allerletzten . . .«

Neue Testamente kamen zum Vorschein, zerlesen, zerfleddert, abgegriffen. Matthäus 5! Sie fanden die Stelle im Nu, brauchten nicht zu suchen, kannten sich aus in der Schrift.

Diskussion dann, offen, hart, nach Klarheit ringend. Den Feind lieben? Na schön, den privaten! Aber gilt das auch gegenüber der Partei? Gegen die Gestapo, die hinter uns her ist? Gegen – Hitler?

Nicht alles, was sie da sagten, war theologisch richtig. Mancher Satz war als »schwärmerisch« einzustufen. Doch es ging diesen jungen Männern ums Ganze. Sie wollten Christen sein, ihrem Herrn dienen. Die Frage war: Wie geschieht das?

Ich weiß nicht, wer von diesen Jungen das große Sterben überstand. Doch ich sehe sie immer wieder vor mir, wenn ich das Gebot von der Feindesliebe lese. Und ich höre sie singen: » . . . und dennoch ziehn wir hin und her für den, der an das Kreuz geschlagen.«

Am Tage darauf: Ich will die Frankfurter Allee überqueren, da kommt Ede auf seinem Rennrad daher. Ede fährt



*Der Berliner Dom im Jahre 1934*

die »BZ am Mittag« aus. Auf seinem Rücken trägt er einen Blechkasten, in dem die Zeitungen stecken. Ede ist immer in Eile, da die Kioske pünktliche Lieferung erwarten. Doch für mich hat Ede eine halbe Minute Zeit.

Er tritt in die Bremse, hält am Straßenrand an, streckt mir die Hand her: »Muß Ihnen doch rasch noch die Flosse drücken, Herr Predjer! Jestern abend...« Er wird unterbrochen. Ein fremder Radfahrer hat ihn angefahren. Ede taumelt, die Zeitungen rutschen aus dem Blechkasten, flattern auf das Pflaster.

Auch der andere ist gestürzt, rappelt sich jetzt hoch. Ede ballt die Faust, macht einen Schritt auf den andern zu, der ängstlich zurückweicht. Gleich wird Ede – nein, er wird nicht! Ede wendet das Gesicht zu mir, sieht mich unsicher an. Jetzt schieb er die Faust in die Tasche, endgültig. Über die Schulter sagt er: »Mensch, hau dir selbst eens in de Fresse! Ick hab keene Lust dazu!«

Das war wohl nicht genau die Erfüllung des Liebesgebotes (Matthäus 5,44). Doch für Ede war dies schon bitterschwer. Ich kannte das »Milliö«, aus dem er kam. Ich wußte, was für ihn auf dem Spiel stand, wenn er die Zeitungen nicht pünktlich lieferte. Jetzt hockte er auf dem Boden, las die Zeitungen zusammen, glättete sie, rollte sie ein und tat sie zurück in den Blechkasten.

Keine Zeit mehr für Worte. Er winkte mir stumm zu und trat mit aller Kraft in die Pedale.

Er hatte einen Sieg über sich selbst errungen.

## **Ein Gottloser**

Wir hatten für den CVJM Wilhelmstraße eine Evangelisationswoche angesetzt. Mit Johannes Busch, dem Erweckungsprediger aus Essen.

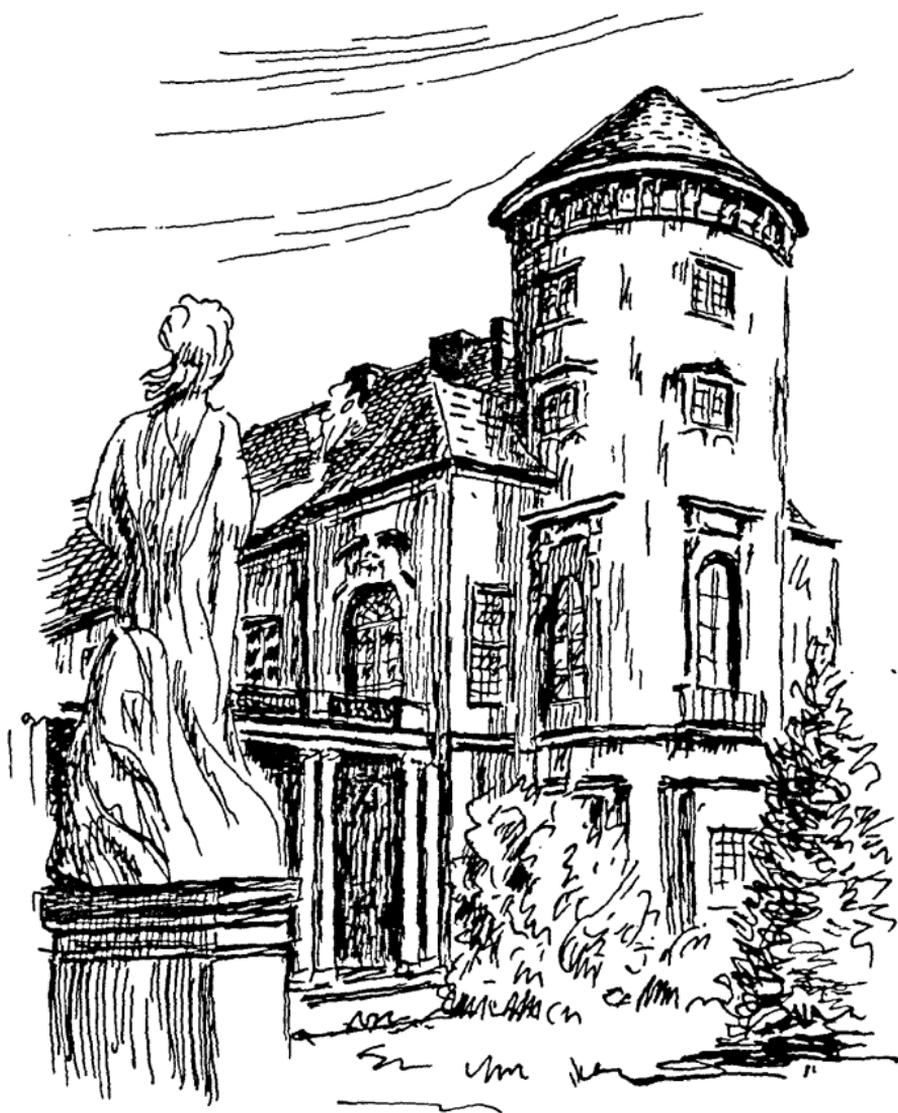
Ich holte ihn auf dem Bahnhof Friedrichstraße ab. »Haben Sie schon gegessen?« Nein. »Nun, dann gehen wir zu Aschinger, gleich hier an der Ecke.«

Aschinger war preiswert und trotzdem gut. Nur ein wenig eng ging es dort zu. An dem großen, sauberen Holztisch saßen außer uns noch ein Dutzend andere.

Der Ober brachte »Löffelerbsen mit Speck«. Johannes Busch faltete die Hände und sprach das Tischgebet. Die andern staunten. Dann fragte einer vom unteren Ende des Tisches: »Sie gehören wohl zu den Frommen, wat?«

Busch sah ihn lebenswürdig an und fragte zurück: »Und Sie zu den Gottlosen?«

Zwei, drei prusteten los. Der Gottlose hatte es plötzlich sehr eilig.



*Schloß Rheinsberg in der Mark*

## Nacht und Morgen

Der Hieb traf mich, als ich es am wenigsten vermutete. Eben hatte ich gemeint, der Zügel lockere sich. Ich witterte nach links und rechts: Sollte ich nicht doch noch das Lehrfach Sport wählen? Auch dort bliebe ich ja der Jugend nah. Und bis zum Staatsexamen könnte ich Gauwart bleiben.

Der jähe Schmerz, der mich zerriß. Ich biß ins Kissen, schrie. Die Diagnose: Nierenstein. Das traf ins Mark. Zuerst war ich erstarrt, dann begehrte ich auf: Gott, wie kannst du!

Die Versuche, den Stein auf natürliche Weise loszuwerden: Wildunger Wasser, Flaschen in langen Batterien, Nierentees verschiedener Provenienz, am Ende sogar Konsultation eines Heilpraktikers. Alles vergebens. Ich wurde den Stachel nicht los. Er bohrte weiter im Fleisch.

Die Operation, Halluzinationen, Traumgesichte. War es Lotti, die meine Hand hielt? Betete sie für mich? Dann war die Mutter da, der Lic.

Zwei Wochen Erholungsurlaub in Rheinsberg. Das mit dem jungen Friedrich so eng verbundene Schloß, das Denkmal Kleists. Als Kulisse die Seen, die Wälder. Und Wolken, Wolken.

Ich übte, auf Lotti gestützt, das Gehen. Noch war es ein Hinken und Humpeln. Langsam ging es vorwärts. Wie weit? Käme ich je wieder dahin, daß ich Sport treiben könnte?

Die Schmerzen waren fort. Was blieb, waren die Fragen. Die bohrten jetzt weiter: Was wollte Gott? Was hatte er mit mir vor? Ich ahnte die eine oder andere Antwort. Doch ich wollte sie mir nicht geben. Noch nicht.

War es vielleicht Gnade, daß Gott gerade so strafte und nicht anders? Wie war das mit Jakob gewesen? Hatte der nicht in dem Augenblick den Segen empfangen, als er von Gott niedergeworfen war? »Was lachst du?« Ich sah erstaunt Lotti an. »Habe ich gelacht?« Und auf ihr Nik-

ken: »Mir kam grade in den Sinn, wie das mit dem Erzvater Jakob war. Erinnerst du dich? Nachdem er mit Gott gerungen hatte, ging er hinkend vom Platz. Aber die Sonne ging ihm auf« (1. Mose 32,32).

## **Der Strick des Jägers**

Als Gauwart hatte ich die Jugendgruppen zu einem Gottesdienst in die kleine Stralauer Kirche eingeladen. Das Kirchlein war übervoll. Als Predigttext las ich den 91. Psalm. Die jungen Männer hörten mit wachen Augen zu. Sie verstanden, das war unsere Situation, das war Gottes Zuspruch in all unsere Not.

Ich brauchte nur dem Text zu folgen, ihm hier und da bestimmte Akzente aufzusetzen. Als ich den 3. Vers auslegte, ging ein Schmunzeln über die sonst so ernsten Gesichter. »Er errettet dich vom Strick des Jägers und von der verderblichen Pest.« Jäger? Hieß so nicht der hohe Ministerialbeamte, den Adolf Hitler für die Kirchenleitung als »Rechtswahrer« bestellt hatte? Und was mit der verderblichen Pest dann gemeint war, das konnte auch nicht zweifelhaft sein!

War ich zu deutlich gewesen? Hatte ich zu erkennbar auf den Reichskommissar Jäger angespielt? Zu offensichtlich die Pest beschrieben? Am nächsten Tag wurde ich – wieder einmal – zur Gestapo geladen. Lotti trug daran wohl schwerer als ich. Mir war es gegeben, der Gefahr ins Auge sehen zu dürfen. Lotti konnte nur bangen und zittern. Und warten.

»Hast du die Zahnbürste eingesteckt?« Die Zahnbürste: für den Fall, daß sie einen dabehielten. Lotti bemühte sich, bei der Frage zu lächeln. Doch ihre Augen waren feucht.

»Sie haben gestern in Stralau gegen den vom Führer bestellten Rechtswahrer Jäger gepredigt?« Und dann

brach ein Donnerwetter los: »Das ist Volksverhetzung! Sabotage! Verrat!« Die zoologischen Klassifizierungen, die der Vernehmende für mich bereit hatte, sind nicht druckreif. Ich hatte Angst, erbärmliche Angst. Ich flüchtete mich in heuchlerische Ahnungslosigkeit. »Das muß ein Mißverständnis sein!« Ich zog mein Perldruck-Testament aus der Tasche. »Hier, über diesen Psalm habe ich gepredigt.« Ich las vor, kam bis zum Vers 3. Der Kommissar riß mir das Büchlein aus der Hand. »Tatsächlich, das steht da wirklich: Denn er errettet dich vom Strick des Jägers und . . .« Seine Stimme sank zum Murmeln. Es wurde still.

Er las den ganzen Psalm. Dann schlug er das Buch zu, gab es mir zurück. In seinen Augen sah ich Staunen und Verwundern. Hatte das Wort der Heiligen Schrift ihn getroffen? Schwang in ihm eine Saite mit? Er riß sich los, straffte die Schultern, brüllte mich an: »Raus!« Draußen atmete ich auf. Verstohlen fühlte ich nach der Zahnbürste. Ich benötigte sie nicht.

Beschämt schlich ich zur U-Bahn. Ich hatte gekniffen. Weil ich Angst hatte. Hatte ich es meiner Feigheit zu verdanken, daß man mich laufen ließ? Das wäre schlimm.

Oder hatte das Wort der Heiligen Schrift gewirkt? War nicht mit dem Kommissar eine Verwandlung vorgegangen, als er las?

Meine Angst hätte mich nicht retten können. Auch nicht meine feige Ausrede. ER hatte mich mit seinen Fittichen gedeckt . . .

## **Ein heimlicher Jünger**

Der Kandidatennotbund hatte beschlossen: Wir schicken eine Abordnung zum Reichsführer SS und fordern die Freigabe Niemöllers. Niemöller wurde widerrechtlich im KZ verwahrt. Seit Jahr und Tag. Alle Proteste hatten

nichts vermocht. Auch unser Einspruch würde nichts fruchten. Doch wir meinten, nicht schweigen zu dürfen.

Wer überbringt unseren Protest? Zwei sollten es sein. Sie entschieden sich für mich: Du machst den Wortführer. Ein anderer wurde bestimmt, mich zu begleiten. Wenn ich mich recht erinnere, hieß er Meißner. Ich hatte erwartet – und vielleicht sogar gehofft –, daß wir gleich an der Tür abgewiesen würden. Doch nein, der Obersturmführer der SS, der unsere Anmeldung entgegennahm, zeigte sich großzügig: »Der Reichsführer Himmler ist dienstlich –« ein Räuspern – »unterwegs.« Ein knapper Wink mit der Hand. »Sie werden darüber bald in den Zeitungen lesen können.« Er wählte eine Nummer auf dem Haustelefon. »Sein Stellvertreter Dr. Best ist bereit, Sie zu empfangen.«

Best saß hinter einem mächtigen Schreibtisch. Er bot uns keinen Stuhl an. Stehend sagte ich das mir von den Brüdern aufgetragene Sprüchlein her. ». . . und darum erwarten wir, daß unser Bruder Martin Niemöller auf freien Fuß gesetzt wird.«

Best hörte uns schweigend zu. Belustigte er sich über uns? Gemächlich stand er auf und schritt zu der Landkarte, die an der Seitenwand hing. Eine weit ausholende Handbewegung. »Während Sie mich hier mit Lappalien behelligen, schmiedet der Führer das Großdeutsche Reich. In dieser Stunde vollzieht er die Wiedervereinigung mit Österreich.«

Er sah mich abschätzend an. »Ihr Niemöller? Ein Sandkorn im Getriebe! Er wird den Führer nicht aufhalten beim Bau des Dritten Reiches.« Ein Wink mit zwei Fingern. »Und nun machen Sie, daß Sie mir aus den Augen kommen!«

Einmarsch in Österreich? Es hatte uns die Sprache verschlagen, das Denken. Vor der hohen Tür erwartete uns der Obersturmführer. Ich nahm an, er werde uns für verhaftet erklären. »Folgen Sie!« Vieldeutig war das. Es ging die Treppe hinab. Auf dem letzten Treppenabsatz

blieb er stehen. »Von hier aus finden Sie allein den Ausgang.« Er trat ganz dicht an mich heran, flüsterte: »Und Kopf hoch! Christus lebt!«

Ich habe ihn nie wiedergesehen. Ich habe auch nie erfahren können, wie er hieß. Ich weiß nur das eine: Selbst in der Höhle der Hyänen gab es Männer, die an Christus glaubten. Die sich nicht zu ihm bekannten, doch in aller Stille wußten, daß der Endsieg Christus gehört. Einem dieser heimlichen Jünger bin ich dort im Hauptquartier Himmlers begegnet, einem »Joseph von Arimathia, der ein Jünger Jesu war, doch heimlich« (Johannes 19,38). Ich begegnete ihm just an dem Tage, als der Reichsführer SS »dienstlich unterwegs« war, um Österreich dem Großdeutschen Reiche einzuverleiben.

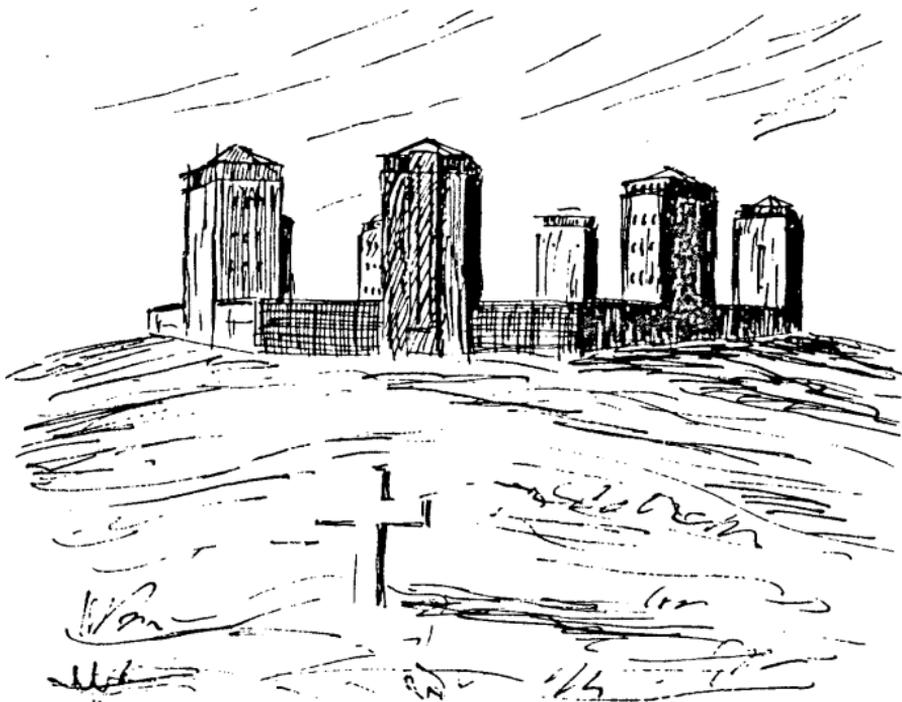
## Seltsames Erlebnis

Ziel der Hochzeitsreise? Selbstverständlich Danzig! Mit dem Seedienst Ostpreußen kamen wir in Zoppot an. Großvater empfing uns. Nach vierzehn Tagen unternahmen wir einen Abstecher nach Ostpreußen hinein: Marienburg, Osterode, Hohenstein, Tannenberg-Denkmal.

Und hier hatte ich ein seltsames Erlebnis, das mich lange beschäftigt hat. Wir kamen vom Bahnhof, der auswärts lag. Eine Straße mit schönen, alten Bäumen. Die Sonne stand schon tief, die Bäume warfen lange Schatten.

Und dann, kurz bevor wir die dichter stehenden Häuser erreichten, sah ich es vor mir: die Straßen, aufgeblättert wie auf einer Karte aus der Vogelschau. Unwillkürlich war ich stehengeblieben. Lotti meinte, ich wolle den Koffer in die andere Hand wechseln. Doch der war leicht, machte keine Mühe. »Was ist denn?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, mir ist, als sei



ich schon einmal hier gewesen. Paß auf: Nächste Straße rechts liegt die Schule.« Ich beschrieb sie. »Gegenüber eine Villa, gelber Backstein, ein gotischer Erker, ein Türmchen drauf.«

Wir gingen weiter, bogen in die Straße, es war, wie ich es gesehen hatte. Auch sonst kam mir das Städtchen so vertraut vor. Der Markt, der Gasthof, in dem wir aßen.

»Und du bist bestimmt noch nie hier gewesen?« »Noch nie!«

Später stieß ich in der psychologischen Literatur auf das Phänomen, das die Fachleute das »déjà vu« nennen. Ich erinnerte mich an C. G. Jung und seine Theorie des kollektiven Unbewußten. Ich fragte herum, ob einer meiner Vorfahren mal dort gewesen sei. Keiner. Ich weiß also keine Erklärung. Ein Missionar, der lange Jahre in Indien gelebt hat, wies auf die Lehre von der Seelenwanderung hin. Ich halte sie für undiskutabel. Dann halte ich mich lieber an die Einsicht, daß es Dinge gibt, die uns nicht einsichtig sind.

## Unbekannte Helfer

Der Lic war sehr ernst. »Wir müssen dich hier herausnehmen.« Er sah, daß ich ihn unterbrechen wollte, winkte energisch ab. »Wir wissen, wat wir an dir haben. Jrade darum müssen wir einjreifen. Du bist reif für't KZ und mußst stantepoh verschwinden!« Daß er in seinen urberliner Jargon fiel, sagte mir genug.

Der Bruderrat hatte also beschlossen. Er verfügte offenbar über genaue Informationen, die man mir nicht weitergeben wollte. Berlin war für mich zu heißer Boden geworden. Ich mußte weg. Das Wort fiel mir ein: »Wenn sie euch aber in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere« (Matthäus 10,23).

Der Bruderrat beauftrage mich mit der Jugendarbeit in Frankfurt. Kaum war ich dort eingezogen, wurde ich zur Gestapo bestellt. Gittertüren, SS-Männer, ein Kommissar. Er sieht mich neugierig an: »Das sind Sie also! Sie wurden mir schon telefonisch angekündigt.« Er mustert mich geringschätzig. »Fieser Reaktionär!«

Er wühlt in einem Aktenberg. »Ich finde Ihre Akte nicht, müßte doch hier sein! Sollte durch Kurier überbracht werden.« Er gibt das Suchen auf. »Lassen wir's! Ich bestelle Sie, wenn Ihre Akte hier ist, noch einmal her.« Drohend nun: »Und wenn noch einmal das geringste vorkommt, dann verschwinden Sie.«

Er hat mich wegen meiner »Vorstrafen« nicht wieder hinbestellt. Meine Akte ist nie bei ihm eingetroffen. Wo sie geblieben, wie sie verschollen ist? Erst 1946 erfuhr ich es. Der »Fragebogen« mußte ausgefüllt werden. Über diesen Fragebogen hat schon mein adliger Namensbruder sich ausführlich geäußert. Ich kann mich daher auf den einen Punkt beschränken, der hier wichtig ist. Der Lic stellte ein »Pfarramtliches Zeugnis« über mich aus. Und hier las ich: »Ich erwähne noch, daß damals aus deutsch-christlichen Kreisen eine schriftliche Denunziation des Inhalts erfolgte, daß Salomon in den NS-Gliede-



*Kirche Treplin*

rungen gegen Hitler agitieren und als Staatsfeind zu betrachten sei. Durch treue Gemeindeglieder erhielt ich Kenntnis von dieser Denunziation. Sie ist vernichtet worden. Sonst wäre Pastor Salomon zumindest in ein Konzentrationslager gekommen.«

Mein braver Lic! Er hatte mein »Straftatenregister« bei der Gestapo verschwinden lassen. Durch treue Gemeindeglieder. Es gab offenbar noch mehr solche SS-Sturmführer, die heimliche Jünger waren.

In Frankfurt bot sich mir ein neuer Anfang. Bald wurde jener Kommissar, bei dem ich telefonisch angekündigt worden war, versetzt. Sein Nachfolger wußte nichts von mir. Es lag ihm keine Akte Salomon vor. Er legte, als Anzeigen über mich kamen, eine neue Akte an.

## Der Baron

»Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer, daß Sie gekommen sind.« Der Baron lehnte sich zurück und ließ seinen Blick über die kapitalen Hirschgeweihe wandern. »Ich habe meinem bisherigen Pastor geraten, sich zu verändern.« Er bemerkte mein Erstaunen. »Er war DC, Deutscher Christ. Ich habe mit den Nazis nicht viel im Sinn; mit denen, die sich christlich geben, schon gar nicht. Superintendent von Hase empfahl Sie mir, als ich ihn nach einem Bekenntnis-Pfarrer fragte.« Er ruckte zu mir herum. »Sie können sofort anfangen. Ihr Vorgänger hat den Platz bereits geräumt.«

»Ich muß darauf aufmerksam machen, daß ich beide Examina bei der BK gemacht habe und daher nicht im landeskirchlichen Verzeichnis der wählbaren Geistlichen geführt werde.«

Der Baron schlug die Beine übereinander. »Die Ansicht des Konsistoriums interessiert mich nicht. Hier bin ich Kirchenpatron und nutze mein Recht der Pfarrer-

Präsentation. Können Sie kommenden Sonntag Ihre Probepredigt halten?«

»Gern, doch das Konsistorium wird mir nicht die Bestallungsurkunde aushändigen.«

Er spielte mit dem Brieföffner. »Ich präsentiere Sie am Montag dem Konsistorium. Alles andere überlassen Sie mir.«

Es kam, wie ich gesagt hatte. Das Konsistorium beschied: »Ein Alfred Salomon ist uns nicht bekannt. Wir müssen daher . . .« Der von Burgsdorff lächelte nur. Dann reichte er mir einen Durchschlag herüber: »Lesen Sie bitte!« Meine Augen wurden groß: . . . wenn das Konsistorium den von mir vorgeschlagenen Pfarrer A. S. nicht beruft, werde ich meinen Austritt aus der Landeskirche veranlassen. Die bisher gezahlte Kirchensteuer in Höhe von – es war eine fünfstellige Zahl – werde ich für die Besoldung Pfarrer Salomons als meines Hauspfarrers verwenden.

Das war stark. Ich reichte den Brief zurück. »Sie meinen . . .?« Er nickte. »Ich meine, die werden nachgeben. Es wäre nicht der erste Fall. Ich weiß, daß andere Patrone sich auf die gleiche Weise schon durchgesetzt haben.«

Drei Wochen darauf wurde ich durch den zuständigen Superintendenten in aller Form eingeführt.

## **Liebe und Gesetz**

Daß sich das Konsistorium auf seine Weise dann doch noch formal rechtfertigte? Konsistorialrat Kegel bat mich in die Lindenstraße. Ich folgte seiner Bitte ohne Bedenken. Kegel galt als Sympathisant der BK. Eingeweihte behaupteten, das sei der Grund, weshalb er noch immer nicht Oberkonsistorialrat sei, wie es ihm längst zustehe.

Er empfing mich mit Kaffee und Frühstück. »Sie sind sicher sehr früh aufgebrochen!« Es stimmte. Bald fand sich noch Professor Richter ein, den ich von seinen Vorlesungen her kannte. Wir frühstückten gemeinsam und unterhielten uns über dies und das. Heikle Fragen wurden vermieden. Daß da ein junger Mann sich in einer Ecke des Raumes niedergelassen hatte und etwas schrieb, notierte ich nur im Unterbewußtsein. Unvermerkt waren wir bei meinen Examina angekommen. Wer da geprüft habe und wonach ich gefragt worden sei? Es war ein angeregtes Gespräch. Erst als ich auf die Uhr sah, stellte ich fest, daß es Mittagszeit geworden war.

Kegel erhob sich, reichte mir die Hand und bedankte sich, daß ich mir den weiten Weg gemacht hätte. »Sie hören noch von mir!«

Ich hörte von ihm: Ein amtliches Schreiben flatterte mir ins Haus. Darin wurde kurz und bündig bescheinigt, daß ich nach abgelegter »außerordentlicher Prüfung« in die Liste der wahlfähigen Geistlichen aufgenommen sei. So hatten wir nicht gewettet, meine Herren! Ich fuhr, sobald ich Zeit fand, nach Berlin und stellte Kegel zur Rede. Unbewegt nahm er meinen Zornausbruch zur Kenntnis. Mir schien, als liege in seinen Augen tiefe Traurigkeit. Hatte ich ihm Unrecht getan?

Als ich ausgetobt hatte, begann er zu sprechen, langsam, zögernd. Er habe es befürchtet, daß ich so reagierte. Und dennoch habe er sein Vorgehen für richtig gehalten. Nein, er habe es sich nicht leicht gemacht. Aber nach sorgfältigem Abwägen aller Möglichkeiten habe er sich zu diesem Weg entschlossen. Nur auf diese Weise sei allen Beteiligten ihr Recht geworden: mir, dem Patron und – auch ihm selber. Und wenn etwas unaufrichtig an diesem Verfahren sei, dann wolle er es tragen und auf sein Gewissen nehmen. Das möge ich ihm glauben.

Ich war ratlos. Ich habe Kegel nur noch einmal wieder gesehen. Und da war Krieg. Plötzlich begriff ich, was der alte Herr für mich gewollt hatte (Römer 13,10).

## Gemessen und gewogen

Schon damals begaben sich die meisten Mütter, wenn ihre Zeit nahte, in eine Klinik. Wir gehörten zu den altmodischen Leuten. Alle unsere Kinder sind zu Hause geboren. Und ich war bei allen vier Entbindungen zugegen, als Assistent der Hebamme. Nie war ich meiner Frau so nahe wie in diesen Stunden.

Eine Beobachtung hat mich schon damals nachdenklich gestimmt. Kaum war das Neugeborene abgenabelt und versorgt, so wurde es vermessen: 2900 Gramm, 54 Zentimeter lang . . .

So fing das Leben an, so ging es weiter. Jede Woche wurde das Kleine gewogen und gemessen. Die Daten wurden in ein Büchlein eingetragen, das die Hebamme dagelassen hatte. Die Mutti war stolz, wenn der Sprößling das Soll übertraf, sie geriet in Panik, wenn er hinter der Norm zurückblieb.

Beim ersten ging das alles genau nach Vorschrift vor sich, beim zweiten oder gar dritten Kind wurde es etwas großzügiger gehandhabt. Doch im Prinzip blieb alles gleich. Messen, wiegen, vergleichen. Paßt alles in die Norm?

Einmal aufmerksam geworden, habe ich dieses Verfahren weiter beobachtet. Da werden Tests vorgenommen: Ist das Kind schulfähig? Oder warten wir mit der Einschulung noch ein Jahr? Später: Hat er das Zeug zum Besuch einer höheren Schule? Dann Jahr für Jahr Zeugnisse, Beurteilungen, Versetzung. Und immer ist die Norm der Maßstab. In der Schule, in der Lehre, im Beruf.

Ich bin hellhörig geworden, fast überwacht für dieses Messen und Vergleichen. Die Musterungen durch die Wehrmacht: Gesundheitszustand, Wehrtauglichkeit, Eignung für eine bestimmte Waffengattung – der Mensch als Material. Menschenmaterial!

Ich bin zu dem Schluß gekommen, das Messen, Wiegen, Richten ist die Weise des Unmenschen. Eine grie-

chische Sage kommt mir in den Sinn: Prokrustes. Hatte eine feine Lebensart, dieser Prokrustes. Kam ein Gast ihm ins Haus, so bot er ihm sein Bett zur Nacht. Und hatte der Gast es sich bequem gemacht, so schritt Prokrustes zur Tat. Der Gast war zu kurz für das Bett? Prokrustes packte zu, reckte den Gast, bis er verreckte. Paßt! Der Gast war zu lang? Prokrustes hieb mit dem Beil ab, was überstand. Paßt!

Der Unmensch paßt den Mitmenschen dem eigenen Maße an. Er richtet. Seitdem mir das klargeworden ist, bin ich auf der Hut. Auf der Hut vor mir selber. Immer wieder erwische ich mich dabei, mein Gegenüber zu – hinterfragen, auszuloten, zu durchleuchten. Um dann mein Urteil über ihn zu fällen. Nicht mit dem Beil. Im Gegenteil, mit Mitgefühl und echter Teilnahme: »Halt still, Bruder, daß ich dir den Splitter aus deinem Auge ziehe« (Lukas 7,4).

Ein Glück, daß Gott barmherzig ist. Er hat den Balken, der in meinem Auge steckt, hinausgetragen nach Golgatha.

## **Gott sieht hinter den Horizont**

Die Ereignisse überstürzten sich. Nach Aussage des Führers war es eine große Zeit, deren Zeugen wir nach dem Willen der Vorsehung sein durften. Große Zeiten sind immer solche, in denen der Mensch unter die Räder kommt. Zuerst waren die Österreicher unter die Räder gekommen, dann die Tschechen, jetzt waren die Polen dran. Zu spät erst merkten die Deutschen, daß sie selber unter die Räder gekommen waren.

Da war meine Einberufung: Frankfurt, Birnbaumsmühle, Artilleriekaserne. Die kannte ich gut, sie hatte eine Zeitlang zu meinem Gemeindebezirk gehört.

Ich fuhr mit dem Rade hin, den bekannten Pappkarton auf dem Gepäckträger. Der Spieß, bei dem ich mich meldete, machte große Augen. »Sie hier, Herr Pastor?« Ich hatte seinen Ältesten konfirmiert.

Musterung: endlose Reihe schöner Männer, alle im Adamskostüm. »Rechts um! Links um! Rumpfbeuge vorwärts! K. v.!« Immer das Gleiche: K. v., K. v., K. v. – kriegsverwendungsfähig.

Jetzt waren wir dran, sechzehn Mann aus meiner Gemeinde. Ein Pastor und fünfzehn Mann zur Musterung angetreten. Vor mir stand Mastack. Es ging schnell: »K. v.!« Ich trat vor. Links um, rechts um, Rumpfbeuge – »K –« Der Stabsarzt unterbrach, schluckte das schon begonnene K. v. herunter. »Treten Sie mal näher!« Er beugte sich vor: »Die Narbe da?« »Nierenstein-Operation Sommer 1935, Herr Stabsarzt!« »Noch Beschwerden?« »Zuweilen, Herr Stabsarzt.« Er wandte sich zum Schreiber: »G. v. H.« Nun wieder zu mir: »Melden Sie sich auf dem Revier zur Urin- und Blutuntersuchung!« »Jawoll, Herr Stabsarzt!« »Der Nächste!« Speike war dran, auch er aus meiner Gemeinde. »K. v.« Mir brauste es in den Ohren. Ich war G. v. H. – garnisonverwendungsfähig Heimat! Die Zauberformel: Ich kam nicht an die Front.

Es gab mir einen Ruck: Jene Tage standen wieder vor mir, in denen ich mit Gott gehadert hatte. Als ich mich aufbäumte: Der Nierenstein! Gott, warum tust du mir das? Warum lieferst du mich unter das Messer? Damals hatte ich ihn nicht verstanden. Jetzt begriff ich das Wort: »Was ich tue, das weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren« (Johannes 13,7).

## Es wird zurückgeschossen

Am nächsten Morgen in aller Frühe: »Heraustreten! Der Führer spricht!« Die krächzende Stimme über Lautsprecher: »Seit heute früh 4.45 wird zurückgeschossen!« Lähmendes Schweigen auf dem Kasernenhof. Aus den Augenwinkeln sah ich mich um. Meine eigenen Gemeindeglieder kannte ich. Unter ihnen war keiner, den man hätte einen überzeugten Nazi nennen können. Zwei waren in der Partei, gewiß. Aber jetzt nagten sie auf den Lippen. Krieg! Das war etwas anderes als eine SA-Übung. Kein Sandkastenspiel. Jetzt wurde scharf geschossen, echt gestorben. Schweigen.

Nach der Führerrede wurden wir eingekleidet und eingeteilt. Ich kam in die Schreibstube, war ja »nur« G. v. H. Die anderen wurden auf die Batterien verteilt, als Kanoniere, als Fahrer vom Bock oder vom Sattel. Sie waren K. v.

Sie waren in Frankreich dabei und in Rußland. Zwölf waren bei der 6. Armee in Stalingrad. Keiner der zwölf kam zurück.

Und wieder erinnerte ich mich an mein Hadern gegen Gott, damals, als ich operiert wurde. Gott hatte damals schon gewußt, ich hatte erst hernach erfahren.

Der Krieg dauerte länger, als ich gedacht hatte. Als ich Abschied nahm, hatte ich Lotti getröstet: »Weihnachten bin ich wieder daheim.« Sie hatte mich fragend angesehen. »Du meinst? –« »Ich meine, daß bis dahin der Spuk vorbei ist.« Ich hatte mich umgesehen. Es war niemand in der Nähe, der uns hätte hören können. Also sagte ich, was ich dachte: »Bis dahin haben die andern uns fertig gemacht!« Das war meine ehrliche Überzeugung gewesen. Ich sah doch, wie sehr alles improvisiert war, wie unzulänglich die Ausrüstung, wie unvollkommen die Ausbildung. Verlaß war doch nur auf die Alten der Reichswehr und allenfalls auf die wenigen Jahrgänge, die eine volle Ausbildung genossen hatten. Wir andern aber?

Nein, wenn die Engländer und Franzosen sofort los-schlügen, dann war die Westfront nicht zu halten. Dann waren wir in drei Monaten am Ende.

Es ist mir heute noch ein Rätsel. Wie ich später hörte, standen damals nur 33 zum Teil behelfsmäßig ausgerüstete deutsche Divisionen im Westen. Die Alliierten verfügten dagegen über 137 kampfstärke Divisionen. Sie griffen nicht an. Sie standen Gewehr bei Fuß, während Polen unterging. Ich war Weihnachten noch nicht zu Hause. Ich hatte mich geirrt. Die meisten irrten sich auf andere Weise (Jesaja 53,6).

## **Von dem Nil bis an den Kongo**

»Du sollst zum Adju kommen!« Oberleutnant Kühn empfing mich mit Handschlag. »Bitte, nehmen Sie doch Platz!« Er hatte also etwas Persönliches auf dem Herzen. »Können Sie schweigen?« »Ich denke doch, Herr Oberleutnant.« Er schob mir ein Blatt herüber. »Lesen Sie!«

Ich fiel von einem Erstaunen ins andere. Vom Kongo war die Rede und von unseren Kolonien in Ostafrika. Nach dem Endsieg würden wir die zur Zeit noch belgischen, französischen und englischen Kolonien übernehmen. Ein Kolonialreich vom Kongo bis zum Nil. Zuverlässige Beamte wurden gesucht, die dieses Riesenreich verwalten sollten. Beamte des nachgeordneten Bereichs, die Interesse hätten, sollten sich schon jetzt für diesen Dienst melden.

Ich tat, als sei ich noch beim Lesen, und suchte meine Gedanken zu ordnen. Herr Kühn hatte zwölf Jahre bei der Reichswehr gedient. Dann hatte er die erste Verwaltungsprüfung abgelegt und war Beamter der mittleren Laufbahn geworden. Über den Stabsfeldwebel war er zum Oberleutnant der Reserve aufgestiegen und jetzt bei uns Adju.

»Na?« Ich spürte seine Unruhe und suchte nach Worten. »Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich – würde mich melden.« »Sie halten diese Laufbahn für aussichtsreich?« »Das kann ich nicht beurteilen. Ich meine nur: Ihre Meldung würde bei den höheren Dienststellen guten Eindruck machen, und –« Nein, was ich weiter dachte, durfte ich nicht sagen. Es war lebensgefährlich. Doch er drängte: »Und? Was und?«

Ich holte Luft. »Können Sie schweigen?« Er stutzte, lachte, wurde dann ernst: »Wie ein Grab! Ehrenwort!« Ich kannte ihn als ehrenhaften Soldaten, wagte es: »Sie werden nicht in die Lage kommen, Ihren Dienst im Kongo antreten zu müssen.« Im ersten Augenblick begriff er nicht, doch jetzt lief eine Welle sich widersprechender Empfindungen über sein Gesicht. Er biß die Zähne aufeinander. Er nahm das Blatt an sich, schob es in die Tasche. »Ich habe Sie nicht verstanden, Salomon.« Er hatte sehr wohl verstanden. Er hob die Schultern. »Ich will Sie auch nicht verstehen.« Ich nickte. Es war besser so für uns beide.

Er erhob sich, reichte mir die Hand. »Wir sind uns wohl einig: Dieses Gespräch hat nie stattgefunden.« Ich schlug die Hacken zusammen, daß die Sporen klirrten.

Ich habe ihn nach meiner Entlassung noch einmal wiedergesehen. Das war nach Stalingrad, als im Wehrmachtsbericht von erfolgreichen Absetzbewegungen und Frontbegradigungen die Rede war. Ich traf ihn auf der Vorderplattform der Frankfurter Straßenbahn. Sein Heimaturlaub war zu Ende, er mußte wieder an die Front. Wir freuten uns beide über das Wiedersehen. Als er sich von mir verabschiedete, flüsterte er mir zu: »Jetzt verstehe ich Sie. Ich werde nie jenen Dienstposten antreten!«

Wenige Wochen später stieß ich in der Zeitung auf eine schwarz umrandete Anzeige, unter dem Eisernen Kreuz sein Name. Als Kommandeur einer leichten Artillerie-Abteilung fiel für Führer und Reich . . .

Von der Maas bis an die Memel . . . Sooft ich die Stro-  
phe hörte, mußte ich an ihn denken, den Adju. Von dem  
Nil bis an den Kongo.

## **Für den Sieg?**

Der Dienst war nicht schwer. Schwer waren die Nächte.  
Nicht, daß mich die Frage bewegt hätte: Darf ein Christ  
im Krieg töten? Diese Frage stellte sich mir so wenig wie  
anderen Christen hüben und drüben. Die Möglichkeit,  
auch als Krieger ein Christ zu sein, sahen wir in Lu-  
thers Lehre vom gerechten Krieg.

Der Stachel bohrte an einer anderen Stelle: War dies  
ein gerechter Krieg? Für Millionen mochte es so schei-  
nen, als handele Hitler aus Notwehr. Die Propaganda des  
Herrn Goebbels tat, was sie konnte. Und sie verstand sich  
auf das Handwerk der gelogenen Wahrheit. Es war zu  
begreifen, daß unschuldige Gemüter ihr verfielen.

Doch ich war aus dem Stand der Unschuld längst her-  
aus. Der Nachrichtendienst der Bekennenden Kirche  
hatte mir die Augen geöffnet. Erst einmal mißtrauisch  
geworden, las ich zwischen den Zeilen. Und da stand  
nichts Gutes.

Mir war klar: Hitler hat diesen Krieg gewollt. Auf sei-  
nen Befehl wurden Juden enteignet, gefangengesetzt und  
in sorgsam abgeschirmte Lager gebracht. Wer wissen  
wollte, konnte wissen, mußte wissen. Er brauchte bloß  
»Mein Kampf« zu lesen.

Unerbittliche Folgerung für mich: Du darfst nicht für  
Hitlers Ziele kämpfen.

Doch was wurde dann? Die Antwort: Du kommst an  
die Wand. Es gab keine andere Möglichkeit. Wie immer  
ich alles wendete, der Weg des Bekenntners endete an der  
Wand.

Ich liebte das Leben. Ich liebte meine Lotti. Ich liebte

den Jungen. Ich stand vor der Wahl: Das, was mir lieb war, oder – die Mauer?

Ich habe gewählt, was mir lieb war: das Leben, meine Frau und mein Kind.

Ich mußte einen Ausweg finden, ein Schlupfloch. Doch wie sollte ich freikommen vom Waffendienst für Hitler? Ich offenbarte mich dem Baron. Ich wußte, daß ich damit mein Leben in seine Hand legte. Ich wagte es, weil er mich als seinen Pastor berufen hatte. Er hörte mich an. Er schwieg auch, als ich geendet hatte und ihn fragend ansah. Er ist auch später nicht mit einem Wort auf mein Geständnis eingegangen. Er hielt es unter Beichtgeheimnis.

Doch er handelte.

## **Unabkömmlich!**

Irgend etwas war im Gange. Der Kommandeur ließ mich antreten; Major der Reserve, Parteigenosse und Suffkopp. Wir waren bisher gut miteinander ausgekommen. Er wußte, was er an mir hatte. Ein Schreiber, der Steno und Schreibmaschine beherrscht, der selber die Befehle aufsetzt und unterschriftsfertig vorlegt, besaß in einer Artillerie-Abteilung, die sich aus Bauern und Landarbeitern rekrutierte, Seltenheitswert.

Der Kommandeur schien schlechter Laune. Schuld daran war das Schreiben, das von der Wehrrersatz-Inspektion eingegangen war. »Sie sollen uk gestellt werden, sofern Sie G. v. H. sind.« Ich wußte, daß ihm das nicht paßte. Er verlor einen brauchbaren Schreiber, und die Kirche, die er haßte, gewann einen Pfarrer zurück. »Melden Sie sich auf dem Krankenrevier!«

Der Oberstabsarzt hatte, als ich eintrat, den Telefonhörer am Kopf. Er hörte zu, knurrte nur hin und wieder ein »Ich höre!«. Jetzt schien der am anderen Ende eine Frage gestellt zu haben. Der Arzt straffte sich in den

Schultern: »Ich werde das tun, was ärztliche Gewissenhaftigkeit mir vorschreibt, Herr Major!« Er legte den Hörer auf, wandte sich zu mir. »Machen Sie sich bitte frei, Herr Pfarrer!« Herr Pfarrer! Und das zu einem – Oberkanonier. Das war ein ungewohnter Ton in dieser Zeit.

Er untersuchte mich genau. Der Sanitätsdienstgrad kam aus dem Labor zurück: »Eiweiß und Leukozyten, Herr Oberstabsarzt!« Der Arzt zum Schreiber: »G. v. H.!« Und zu sich selbst, halblaut: »Nach bestem Wissen und Gewissen.«

Der Kommandeur war ungnädig. »Verdammter Mist! Ich muß Sie entlassen.« Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig. Später erfuhr ich, daß er den Oberstabsarzt bestürmt hatte, mich »G. v. Feld« zu schreiben, damit er mich behalten könne. Doch selbst unverhüllte Drohung hatte den Mediziner nicht abhalten können, so zu handeln, wie seine ärztliche Erkenntnis es gebot. Es gab auch in jener Zeit aufrechte Männer.

Der Baron von Burgsdorff holte mich in seinem kleinen Fiat ab. Er lächelte. »Das war ich der Kirche schuldig, Herr Pastor.« Jetzt wußte ich, wer den Hebel bedient hatte. Der Baron tat als Rittmeister der Reserve bei der Wehrersatz-Inspektion Dienst. »Ich durfte nicht länger zusehen, daß unsere Gemeinden ohne Geistlichen sind.« Er schaltete in den kleinen Gang, da es den Kliestower Berg hinaufging. »Der ganze südliche Teil des Kirchenkreises ist ohne geistliche Betreuung. Zehn Kirchengemeinden! Sie werden hart zu tun haben, wenn Sie das schaffen wollen, Herr Pastor.«

## Nicht beten können

Ich war das Joch los. Ich ging nicht mehr vor dem Pflug, um Grabhügel aufzuwerfen. Und war dennoch nicht frei. Daß ich das Leben gewählt hatte, war Folge meiner Schwachheit. Ich trage noch immer an dieser Schuld. Manchmal schrecke ich nächtens hoch. Ich sehe die Wand, an die ich hätte gestellt werden müssen. Doch mir hatte der Mut gefehlt, der Glaube.

Sonntag für Sonntag drei, oft auch vier Gottesdienste. Sonntag für Sonntag drei-, viermal das Fürbittengebet, Fürbitte für Volk und Vaterland, Fürbitte für die Obrigkeit.

Nach dem, was ich wußte, hätte ich beten müssen: »... daß Gott uns eine bessere Obrigkeit schenke, daß er uns erlöse von der Lüge und vom blanken Mord, daß er dem Volk die Augen öffne –.«

Laut aber sprach mein Mund zwielichtige Formeln: »... daß Gott der Gerechtigkeit zum Siege helfe, der Obrigkeit Weisheit und Verständigkeit schenke.«

Ich wußte, daß nur wenige den Doppelsinn erfaßten. Der Baron, die Kirchenpatronin von Stünzner in Sieversdorf, Inspektor Schindler, Bauer Freudenberg und ein paar andere. Die große Menge aber hatte kein Gespür für meine Schlitzohrigkeit. Sie nahmen alles so, wie es gesagt war.

Doch nicht einmal im stillen Kämmerlein fand ich zur Ruhe. Daß einer, der sein Volk liebt, nicht für den Sieg dieses Volkes beten kann! Weil dieser Sieg das Unrecht gestärkt, die nackte Gewalt untermauert, den Unmenschen auf den Thron gehoben hätte. Wie, sollte ich denn für den Sieg der andern beten? Etwa den der Sowjets? Oder für den Sieg der Dollarfürsten?

Verhängnis, aus dem kein Ausschluß führte. Das Beten wurde jetzt zum Stammeln: »Herr, ich möchte so gern für unseren Sieg beten. Ich kann es nicht. Du weißt, warum. Was soll ich nur tun? Für den Sieg der andern be-

ten? Herr, auch das kann ich nicht. Ich weiß wirklich nicht mehr weiter. Ich kann nur hoffen, daß du den Weg kennst. Und daß du weißt, wohin du mit deinen Menschen willst.«

Beten wurde zur todernsten Sache. Es befreite nicht mehr, es verstrickte. Beten konnte jetzt Sünde sein. Nichtbeten auch. Das war die tiefste Not.

## **Bevor der Zweite geboren wird**

Wir waren mit unserem Jungen nach Berlin gefahren. Der Opa – Lottes Vater – hatte Geburtstag. Jürgen war sein ein und alles, der Enkel mußte unbedingt herbei.

Ich wurde im Seitengiebel des Einfamilienhauses in Machnow einquartiert. Meine Frau schlief mit dem Jungen in der Wohnstube.

Ich fuhr aus dem Schlaf hoch. Man hatte nach mir gerufen. Es war noch dunkle Nacht. Ein Blick auf die Uhr: kurz nach sechs. In der Tür wurde es hell. Lautlos schlug sie auf, im Türrahmen stand Lotti, Jürgen auf dem Arm. Sie weinte. Mit erstickter Stimme schluchzte sie: »Er ist tot, ehe der Zweite geboren ist.«

Ich sprang hoch, wollte hin. Die Tür war geschlossen, Dunkel um mich her. Ich öffnete leise die Tür: nichts, nirgendwo ein Lichtschein. Ich spürte die Kälte, flüchtete zurück ins Bett, verkroch mich. »Ehe der Zweite geboren wird.« Lotti war in Umständen, im April sollte sie niederkommen. Jetzt war der 29. September.

Die folgenden Monate waren furchtbar. Die Angst um den Jungen, den bisher Einzigen, den Erstgeborenen. Opa Zechlin hatte an dem Zweiten Gesicht gelitten. Nie hatte er zu mir davon gesprochen. Doch ich wußte, wie schwer er daran trug. Und nun trat ich das Erbe an? Ein schweres Erbe, kaum zu ertragen. Einige Male war es mir schon begegnet. Doch da hatte es sich um Begebnisse ge-

handelt, die mich nicht betrafen: um Ereignisse draußen in der Welt, mitunter sogar um belanglose Banalitäten. Ich hatte, wenn das Gesehene sich erfüllte, ratlos den Kopf geschüttelt. Was sollte es, wenn eine unerkennbare Macht sich solcher Mittel bediente, um Alltägliches zu offenbaren?

Doch jetzt betraf es mich, meinen Sohn, mein Liebstes. Jürgen, was habe ich um dich gebangt! Und zu keiner Seele sprechen können, sprechen dürfen! Es hätte deiner Mutter ja das Herz gebrochen.

Wo ist der Junge? Was macht er? Kann ihm da auch nichts geschehen? Die Augen auf und vorgesorgt, vorherbedacht, was kommen könnte. Und doch dabei das Wissen: Was kommen muß, das kommt! Du kannst eine Mauer um ihn bauen, Engel für ihn als Wache bestellen. Es tritt doch ein. Das bohrende Fragen: Was ist das für eine Macht, die so tut? Was ist das für ein – Gott? Und wie ist es um dich bestellt? Vorsehung? Schicksal? Steht alles, was da kommen soll, schon im Buch geschrieben? Das wäre entsetzlich, nicht zu ertragen. Da nimmt man am besten gleich einen Strick. Das Stutzen dann: Dann wäre aber auch das vorherbestimmt? Dann – gäbe es auch keine Schuld. Dann wäre diese starre Macht allein der Schuldige? Das Buch, in dem das geschrieben steht –.

Der Oma Geburtstag kam heran, der 29. Februar. Wieder fuhren wir nach Berlin. Alles war wie Wochen zuvor bei Opas Geburtstag. Wieder schlief ich im kleinen Giebelstübchen. Schritte draußen? Ein Schluchzen? Die Tür geht auf, im Rahmen steht Charlotte, den Jungen im Arm: »Er ist tot, ehe unser Zweites geboren ist.« »Wer?« »Vater!«

Ein Blick auf die Uhr: Sechs. In mir zersprang ein stählernes Band, die Fessel, die mich in Angst gehalten hatte. Der Schwiegervater war gemeint gewesen, nicht der Junge! Mir fiel eine Last vom Herzen. Der Opa war unheilbar krank gewesen. Lymphogranulomatose. Ich hatte ihn gern gemocht, hatte ihm manche Hilfe zu verdanken.

Und er war der Vater meiner lieben Frau.

Doch dieser Schmerz war zu überwinden. Wir standen bei ihm. Er war noch warm. Ich drückte ihm die Augen zu, Lotte faltete ihm die Hände. Oma unter Tränen: »Ich wurde wach, weil er heftig atmete. Als ich Licht machte, war er schon tot.«

Der Arzt kam, stellte Herzschlag fest. »Ihm sind dadurch lange und bittere Schmerzen erspart worden.«

Bald darauf kam Wolf-Dieter, unser Zweiter, zur Welt.

Und Jürgen hielt ihn – mit Muttis Hilfe – über die Taufe.

Als Taufspruch hatte ich gewählt: »Weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn« (Römer 8,38).

## **Und Sie, Herr Pastor?**

Ich war im Filialdorf gewesen. Für heute hatte ich mein Pensum erledigt. Drei Gottesdienste waren genug. Ich fühlte mich ausgepumpt. Nun wollte ich die Heimfahrt genießen. Gemächlich fuhr ich durch das dicht bewaldete Tal, entlang an dem munter murmelnden Fließ. Gelegentlich knarrte der Sattel meines Rades. Sonst war da nur das Rauschen der Wipfel hoch über mir. Hier unten im Talgrund rührte sich kein Blatt.

Unter der alten Eiche neben der Mühle saß der alte Kossat. Er war heute früh im Hauptdorf zum Gottesdienst gewesen. Ich sah auf meine Uhr, ein paar Minuten konnte ich dem Alten gönnen. Ich lehnte das Rad ans Brückengeländer und hockte mich neben den Alten auf den sonnenwarmen Stein.

Ein Wort gab das andere. Immer in der bedächtigen Art, die der Alte liebte. Schließlich fragte er: »Wer war

denn drüben zur Kirche?« Ich zählte sie auf. Es fiel mir nicht schwer, sie zusammenzukriegen. In dem kleinen Filialdorf kannte man ja jeden. Der Alte hörte zu, nickte mit dem Kopf. Und just da erinnerte ich mich, daß ich eine ganz vergessen hatte: »Ach ja, die olle Zoch war auch in der Kirche!« Ich konnte ein Lächeln mir nicht verkneifen. Ich erinnerte mich, was die Lästermäuler in der Gemeinde über die Alte zu berichten wußten: daß sie es in jungen Jahren ganz toll getrieben habe, daß sie sogar – kurz und gut, ich platzte heraus: »Die war also auch mal in der Kirche!« Und dann: »Sie hat es ja auch nötig!«

Der Alte nahm gemächlich die Pfeife aus dem zahnlosen Mund. Langsam drehte er mir das Gesicht zu, sah mir in die Augen. »Wir beide nicht, Herr Pastor?« (Johannes 8,7).

## **Die »Massenversammlung«**

Es sah schlecht aus, die Stimmung der Bevölkerung war entsprechend gesunken. Es galt, sie zu heben. Bewährtes Rezept: In Massenversammlungen ist auf den Endsieg hinzuweisen!

Auch bei uns wurde für eine Massenversammlung getrommelt. Die Massen versammelten sich im Saal der Gastwirtschaft: vierzehn Volksgenossen und ein Pastor. Der Kreisleiter erschien als Redner des Tages. Gastwirt Böttcher begrüßte ihn, der Ortsgruppenleiter hieß ihn willkommen. Der Goldfasan bestieg das Rednerpult.

»Ich bin erstaunt, Parteigenossen!« Er überzählte die Massen. »Ganze fünfzehn sind gekommen?« Er versuchte einen verzweifelten Witz: »Das ist hier ja so leer wie in der Kirche!« Niemand lachte. Doch in das Schweigen hinein sagte Ortsbauernführer Schönfeld: »In der Kirche ist es bei uns voll!« Die Versammlung war zu Ende, bevor sie recht begonnen hatte.

Eine Stunde später erschienen Kreis- und Ortsgruppenleiter im Pfarrhaus. Ich fragte mich bang, ob sie jetzt ihren Ärger an mir auslassen wollten. Es kam ganz anders. Leutselig begannen sie das Gespräch, boten mir zu rauchen an. Dann kamen sie zur Sache: »Wir haben uns über die Situation hier unterrichten lassen.« Der Kreisleiter klopfte mir jovial auf die Schulter. »Sie machen Ihre Sache glänzend.« Ich schwieg. Er räusperte sich energisch. »Ich habe soeben mit dem Gauleiter telefoniert. Er hat meinem Vorschlag zugestimmt.« Er beugte sich vor, sah mir in die Augen. »Sie gehören nicht in dies Nest. Kommen Sie ins Kulturreferat der Regierung! Sie werden ab nächsten Ersten als Regierungsrat übernommen, Beförderung zum Oberregierungsrat erfolgt übers Jahr.« Er lehnte sich zurück, auf seinem Gesicht glänzte Siegeszuversicht. Na, junger Mann, machen wir Ihnen da nicht ein großartiges Angebot?

Ich mußte tief durchatmen, hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge. So also wollt ihr Leute kaufen, die euch im Wege sind!

Er sah, daß ich zögerte, und beeilte sich, sein Angebot mit sanftem Druck zu verstärken: »Wenn ich einen persönlichen Rat geben kann: Nehmen Sie's an!« Er wurde drängend. »Im Vertrauen gesagt: Nach dem Kriege wird die Kirche aufgelöst. Die Pastoren werden dann als Chausseewärter eingesetzt, können die Obstbäume beaufsichtigen.«

Ich muß ihn wohl recht töricht angeschaut haben, denn er lachte hellauf. Dann erhob er sich: »Wir brauchen das nicht übers Knie zu brechen. Nehmen Sie sich Bedenkzeit.«

Ich benötigte sie nicht.

## **Der Mölders-Brief**

Schweren Herzens stieg ich die Treppe hinauf, bis unter das Dach, bis an das doppelte Gittertor. Der SS-Mann nahm mir die Vorladung ab, schob mich ins Zimmer: »Hier is der Pfaffe!«

Der Kommissar betrachtete mich von oben bis unten. Dann spuckte er mir auf die Stiefelspitze. »Diesmal bleiben Sie noch mal frei. Ihr Superintendent hat sich für Sie eingesetzt. Raus!«

Erleichtert stieg ich die Treppe hinunter. In der linken Brusttasche drückte etwas, die Zahnbürste!

Ich rief zu Hause an, ließ Lottchen durchsagen, daß ich mittags wieder daheim sei, vorher aber noch zum Superus führe.

In Libbenichen nahm Superintendent Mueller mich herzlich auf. »Da sind Sie ja!« Er schien erleichtert. Bei einer Tasse heißen Kaffees erzählte er, die Gestapo habe ihn vorgeladen, gestern schon. Der Pastor Salomon habe einen ominösen Mölders-Brief von der Kanzel verlesen. Wenn das zutreffe, dann sei Salomon jetzt reif. Ja, und da habe er, der Superus, sich eingeschaltet: Er habe Abschriften dieses Briefes an die paar Pfarrer, die noch im Dienst seien, weitergegeben.

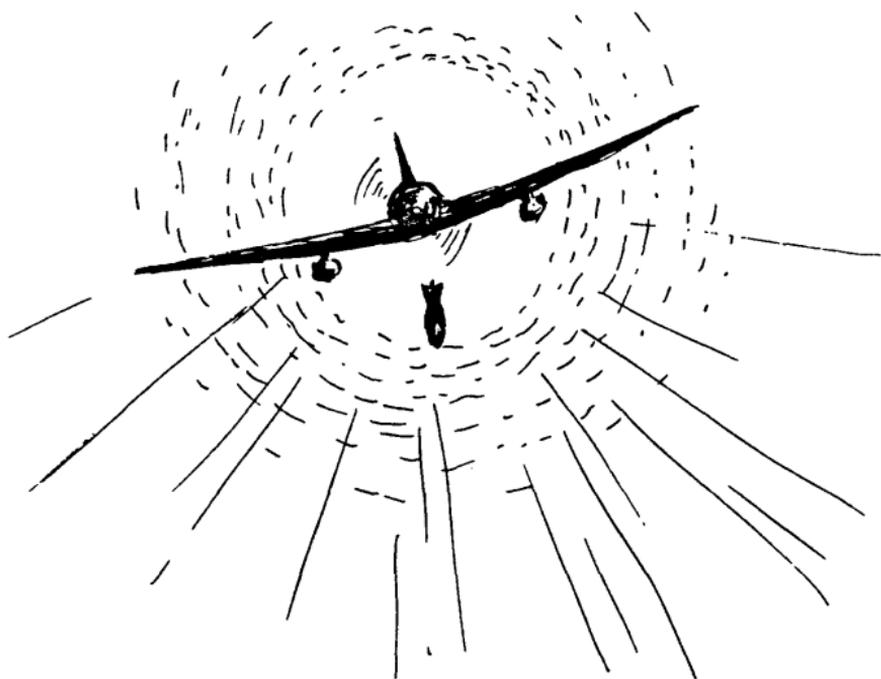
Und dann sei er sofort zum Gegenangriff vorgegangen: Was denn an diesem Brief schlimm sei? Ein berühmter Kampfflieger, Träger des Ritterordens mit Eichenlaub und Schwertern, ein Soldat, der für Volk und Vaterland den Heldentod gefunden habe, dieser aufrechte Deutsche habe sich in diesem besagten Brief als Christ bekannt!

Üble Fälschung! hatte der Kommissar getobt. Eine Fälschung, mit der die Wehrkraft des deutschen Volkes zersetzt werden sollte!

Eine geschlagene Stunde lang, so berichtete Superintendent Mueller, habe er sich mit dem Kommissar herumgestritten. Doch der Zweck sei erreicht, man habe von

der Verhaftung des Pastor Salomon einstweilen Abstand genommen.

Wieviele Menschen gibt es, die über Engel lächeln. Ich bin damals einem begegnet. Er hieß Mueller.



## Tiefflieger

Die große Zeit wuchs uns über den Kopf. Jetzt rückte sie uns auch auf den Leib. Schon Anfang Februar 1945 hatten die Russen ihren Brückenkopf diesseits der Oder bei Lebus ausgebaut. Das Artilleriefeuer kam täglich näher. Wir richteten uns im Keller ein.

»In Petershagen ist ein Gefallener zu beerdigen. Da kein Kriegspfarrer zu erreichen ist, läßt der Kampfkommandant fragen, ob Sie die Beerdigung übernehmen wollen.« »Wann?« »Morgen früh um neun.« »Sagen Sie durch: Ich komme.«

Ein klarer Februarmorgen. Schon gegen acht Uhr hat die Sonne den Frostnebel aufgeleckt. Tieffliegerwetter!

Ich verzichte auf den mir angebotenen Wagen, nehme lieber mein Rad. In sausender Fahrt geht es die Chaussee hinab zur Enge zwischen den Trepliner Seen. Der Fahrtwind braust mir in den Ohren.

Plötzlich befällt mich ein seltsames Unbehagen. Ich fühle: Man beobachtet dich! Sieh hoch!

Genau vor der Sonne eine schmale, scharfe Silhouette. Ein Flugzeug, das zum Angriff ansetzt, direkt aus der Sonne heraus! Jetzt sehe ich auch auf der Straße den messerscharfen Schatten.

Rücktritt, Rad hinwerfen, Sprung über den Graben ins Unterholz. Ich krieche weiter, finde Deckung. Auf der Straße liegt mein Rad. Die Mappe mit dem Talar hat sich losgerissen und ist ein paar Meter weitergerutscht. Ich spähe hoch und sehe durch eine Lücke in den Kiefernwipfeln das Flugzeug. Es hebt die Nase, jetzt löst sich etwas Dunkles, fällt, fällt. Die können sich das leisten: Bomben auf einen einzelnen Mann zu werfen.

Der Wurf geht zu weit. Die Bombe klatscht fünfzig Meter hinter mir in das Schilf. Die Maschine schwingt ab. Deutlich sind die roten Sterne auf den Tragflächen zu erkennen. Kommt sie zurück, um den Wald mit den Bordwaffen zu beharken? Nein, der Pilot dreht auf Ostkurs, zur Front. Er hat mich verloren, da ich – zur rechten Zeit gewarnt – im Walde Deckung fand.

Eine halbe Stunde später stehe ich vor dem offenen Grab in Petershagen. Sie lassen den Toten in einer Zeltbahn hinab. Sie sind sehr ernst. Wen trifft es morgen?

Auf der Rückfahrt bin ich unruhig. Nicht wegen der Fliegergefahr. Mich bedrückt etwas anderes. Zu dem Soldaten, den wir da in die Grube senkten, sprach keine Stimme. Er blieb ungewarnt. Er wurde zerrissen.

Warum wurde ich gewarnt? Warum hat Gott mich behütet auf meinem Wege? (Psalm 91,11). Ich fand keine Antwort. Ich weiß sie auch heute nicht. Es sei denn diese: daß ich ihm weiterhin diene.

## Der Pole Marzek

Marzek war einer der wenigen Polen, die den Kampf um die Westerplatte überlebt hatten. Als Gefangener hatte er ein gutes Los gezogen. Als gelernter Mechaniker hatte er die Gutsschmiede übernommen. Da er fließend deutsch sprach, vergaß man bald, daß er ein Kriegsgefangener war. Er wurde gut behandelt und genoß manche Freiheit.

Jetzt war er mit dem Werkstück, das den flatternden Kotflügel meines Fiat abstützen sollte, fertig. »Haben Sie gestern Goebbels gehört?« Ich nickte. Er wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn. »Wir werden siegen, denn wir müssen siegen!« Er hatte die Stimme des Propagandaministers treffend nachgeahmt. Nun sah er mich an. »Wollen Sie meine Meinung dazu wissen?« Seine Augen sahen an mir vorbei. »Der Mensch muß dreierlei: Er muß essen und trinken. Zweitens: Er muß – das Gegenteil davon. Und drittens: Er muß sterben.« Nun sah er wieder mich an. »Alles andere kann er, wenn – Gott es will.«

Wenige Tage später baute mir Marzek eine Kupplung an meinen Wagen für den Anhänger, in den ich Vorräte und Betten laden wollte. Der Räumungsbefehl war da.

»Ja, Marzek, jetzt müssen wir räumen.« Er unterbrach für einen Augenblick seine Arbeit. »Müssen! Das Räumen fällt unter Punkt drei. Es ist eine Vorübung fürs Sterben.«

In den drei Tagen und Nächten, die wir unterwegs waren, habe ich über Marzeks Spruch nachgedacht. Hatte er mit seiner volkshaften Philosophie recht?

Sicher war mir das eine: »Ich muß meine Hütte verlassen« (2. Petrusbrief 1,14). Das muß ich. Alles andere steht in Gottes Hand.

## **Aufbruch ins Unbekannte**

Am 27. Februar kam die SS: »Morgen früh wird Treplin geräumt!« Widerspruch war zwecklos. Noch eine Nacht, dann mußten wir aufbrechen. Schmied Marzek hatte meinen Wagen und den Anhänger klargemacht. Betten, Kartoffeln, Eingemachtes und ein paar lebende Hühner waren auf dem Anhänger verstaut. Im Auto hatten nur die Menschen Platz: Frau Lotte, ich, die beiden Jungen und die kleine Marlies. Sie war eben neun Monate alt, lag tief und warm in einem Kissen.

Panzerketten klirrten, über Berlin leuchtete tiefrot der Himmel. Dumpf grollte die nahe Front. Wir brachen noch im Dunkeln auf, wegen der Tiefflieger. Vorsichtig fuhr ich an. Ein Blick in den Rückspiegel: Das Pfarrhaus, ein schwarzer Schatten vor dem Flammen der Front. Das Haus, in dem wir sechs Jahre gelebt hatten. Zwei unserer Kinder waren hier geboren. Rechter Hand jetzt die Ziegelmauer des Friedhofs, dahinter die gelbe Backsteinkirche.

Ich biß die Zähne zusammen, starrte geradeaus. Und in diesem Augenblick hörte ich hinter mir die Stimme meiner Frau. Es hallte dumpf, da sie das riesige Bettkissen mit der kleinen Marlies vor sich auf dem Schoß hielt. Doch dann verstand ich: ». . . in ein Land, das ich dir zeigen will« (1. Mose 12,1).

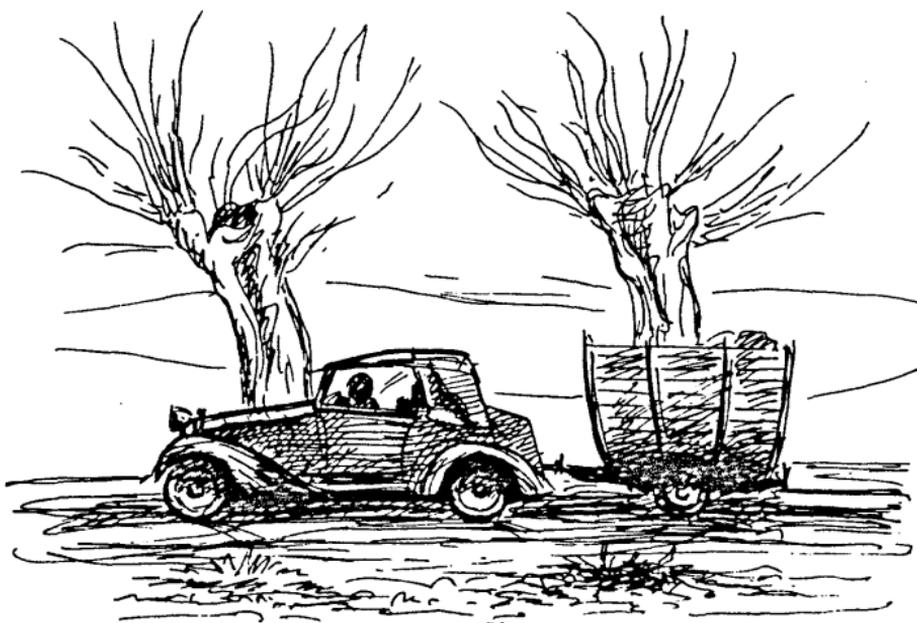
Da war die Chausseekreuzung, ein Doppelposten vor Böttchers Gasthof, unter den Bäumen Sturmgeschütze. Weiter in Richtung Jakobsdorf zur Autobahn! Ich fuhr so sparsam wie möglich. Wir besaßen nur wenig Benzin. Und hatten einen weiten Weg vor uns. In das Land, das er uns zeigen wollte.

## Drei Tage und zwei Nächte

Am ersten Tag kamen wir bis in die Gegend von Königswusterhausen. Wir übernachteten im Wagen auf einem Parkplatz an der Autobahn. Die kleine Marlies muß ihr Fläschchen bekommen? Ich stellte eine Schüssel unter den Autokühler, ließ heißes Kühlwasser ab, erwärmte darin die Milch. Der Mensch muß sich zu helfen wissen.

Großangriff auf Berlin: Scheinwerfer zucken durch die Nacht, Christbäume stehen vor dem Himmel, Flächenbrände flammen auf. Und rund um uns klatscht es auf den Beton der Autobahn, Granatsplitter der Flak. Bei Morgenrauen weiter, schon gegen Mittag erneut Fliegeralarm. Wir schaffen es nur bis kurz vor die Elbe. In Schermen nimmt ein Schlachter uns für die Nacht auf.

Und wieder weiter nach Westen, über die Elbe, nur über die Elbe! Ich habe den Soldatensender Calais gehört, weiß, was in Jalta beschlossen wurde: Die Elbe soll



Demarkationslinie sein zwischen Ami und Iwan. Wir fahren über die Elbe. Klarblau ist der Himmel, ein strahlender Tag im Frühling. Kondensstreifen am Himmel, Jäger zuerst, dann Bomberverbände. Der Himmel wird fahl. Sie greifen Magdeburg an, wir sehen es brennen. Im zweiten Gang keucht der Fiat die lange Steile zum Rasthaus Börde hinauf. Der überladene Anhänger macht dem Motor zu schaffen. Der Kühler kocht.

Da ist das Rasthaus, da vorn Schatten unter zerzausten Fichten. Ich halte im Schatten, wir stürzen in den Luftschutzkeller, hören hinter uns Maschinenwaffen. Tiefflieger beharken die Autobahn.

Endlich ist der Spuk vorbei. Unser Auto, der Anhänger mit unseren paar Habseligkeiten stehen unversehrt im Schatten. Ich starte, wir rollen weiter nach Westen. Auf der Rollbahn brennende Autowracks, ausgeglühte Lastwagen. Kurz vor Peine schon wieder Tiefflieger. Ich biege ab von der deckungslosen Autobahn, fahre jetzt über Landstraßen meinem Ziel entgegen: Alfeld.

Ich habe nicht einen Augenblick mich geängstet auf dieser Fahrt. Ist das Heldentum? Oder Dummheit? Beide liegen oft nicht weit auseinander. Es war weder das eine noch das andere. Ich hatte eine Verheißung: Wenige Tage vor unserem Aufbruch war es geschehen. Wieder in der Frühe, so gegen sechs Uhr. »Steh auf!« Ich hatte mich erhoben, war hinübergegangen in mein Arbeitszimmer. Und da hatte ich das Kind gesehen: Nackt lag es in der Blumenkrippe am Fenster. Ein fremdes Kind, ein hübsches Kind, ein Junge. Und dann erschien das Messer. Keine Hand, die es geführt hätte. Von selbst bewegte es sich und – zerschnitt das Kind. Kein Tropfen Blut floß, das Kind warf nur den Kopf zurück und sah mich an. Ich stand und starrte und sah: Das Messer verschwand, das dreigeteilte Kind ward wieder heil und ganz. Es lächelte und sprach zu mir: »Fürchte dich nicht! Renatus eris!«

Ich fuhr aus dem Schlaf hoch. Nebenan in meinem Arbeitszimmer hörte ich den Divisionsstab, der bei uns ein-

quartiert war, herumwirtschaften. Schwere Stiefel, Türknarren, ein halblauter Befehl. Schon gestern hatten sie die Blumenkrippe hinausgeschafft, da sie ihnen im Wege stand. Ich faltete die Hände: »Ich danke dir, Herr. Du hast mich durch das Kind getröstet.«

Seltsam dieses Renatus eris. Und im Versmaß betont: Renátus erís. Du wirst wiedergeboren sein!

Halluzination? Aus unterschwelliger und so gut verständlicher Angst gezeugt? Psychologen mögen sich den Kopf zerbrechen. Ich nahm das Gesicht als Zuspruch und Verheißung. Wenn nicht für diese, dann für jene andere Zeit. Da werde ich wiedergeboren, da werde ich ein Neugeborener sein. Um des Kindes willen.



# Gottes Acker ist unerschöpflich

»Auf dem großen Gerstenschlag sind sie jetzt fertig. Morgen können wir nachstoppeln gehn!« Also zogen wir los, jeder mit einem Sack, Kinder wie Große. Wie einst Ruth hinter den Schnittern des Boas, so sammelten wir die letzten Ähren vom Felde. In den Hungerjahren 1917 bis 1920 und dann wieder nach 1945.

Manchmal waren andere noch früher aufgestanden als wir. Und trotzdem fand sich immer noch ein Rest für uns, ein Rest zum Leben. Wir haben wohl gehungert, doch sind wir nicht verhungert. Gottes Acker war unerschöpflich.

So traf ich es auch auf dem Acker, auf den er mich geschickt hatte. Ich habe gesät und geerntet. Ich habe aber auch nachgestoppelt, wo andere vor mir geerntet hatten. Da waren vor mir aufgestanden die Väter des CVJM in Berlin. Ich konnte nur noch hinter ihnen auflesen. Es war genug, übergenug. Neuland war dann Treplin bei Frankfurt an der Oder. Pionierarbeit, hart, doch voller Verheißung. Zum Ernten fand ich nicht mehr Zeit.

Dann führte mich Gott an langer Leine – an die Leine, nach Freden. Uralter Acker, bestellt seit den Tagen des Bonifatius. Doch offenbar hatten sich Gottes Sendboten dem Brauch der niedersächsischen Altvorderen angepaßt: Jeweils nach zwei Ernten hatten sie den Boden brach liegen lassen. Ich kam nach Freden, als der Acker wieder einmal seit Jahrzehnten brach gelegen hatte. Und Gott gab Saat und Ernte. Der Acker trägt noch heute reichlich.

Und ganz zum Schluß führte Gott mich an den Rhein. Der Acker war ein Manöverfeld, ein Versuchsgelände, das auf der kirchlichen Landkarte als »Evangelische Militärseelsorge« bezeichnet ist. Ich habe

lange gezögert, dem Ruf zu folgen. Ich habe es schließlich gewagt, weil ich Gott vertraue, daß er auch auf aufgewühltem Boden zu ernten versteht. Ich habe diesen Schritt ins Unbekannte nicht bereut. Gott gab den Auftrag und eine Arbeit, die ganz neue Wege suchte. Jetzt streute ich die Saat breitwürfig übers Land: in Schriftenreihen, Arbeitsheften zum Lebenskundlichen Unterricht, in Soldatenkalendern und Bildbänden. Und es war nicht vergeblich. Gott gab auch hier eine Ernte.



*St. Laurentius zu Freden*

## **Ein neuer Auftrag**

Ich meldete mich beim Superintendenten in Alfeld als nunmehr gemeinde- und damit arbeitsloser Pastor. »Sie kommen mir wie gerufen! Eben erhielt ich die Bestätigung, daß der Pfarrer von Freden gefallen ist. Können Sie den Dienst dort übernehmen?« Ehe ich mich versah, hatte ich den Dienst in fünf Kirchengemeinden übernommen. Auch hier waren alle wehrfähigen Geistlichen eingezogen, die Gemeinden verwaist.

Vier Wochen später marschierten die Amis ein. Alles Bestehende stürzte, Macht brach zusammen, an die Stelle gefügter Ordnungen trat die Leere. Bürgermeister, Ortsgruppenleiter, Landrat verhaftet, der überstürzt ernannte kommissarische Bürgermeister ein Kommunist. Was schlimmer war: ein unfähiger Phantast, der nur auf Rache aus war.

Ich sah das Vakuum und nutzte es. Wie, das gehört nicht hierher. Ich will nicht mein Leben beschreiben oder das, was ich geleistet oder versäumt habe. Es geht mir hier um die lange Longe, an der mich Gott geführt hat. Mir war, als habe er auch hier wieder meinen Weg ganz zielbewußt vorbereitet. Ich brauchte ihn nur zu gehen. Es fiel mir diesmal leicht, der Weg war angenehm.

Und wieder fand ich Menschen, die mir Gott an die Seite stellte. Ein Helferkreis fand sich im Nu, Frauen und junge Leute, Vertriebene und zerlumpte Männer, die aus der Gefangenschaft kamen. Christen, die sich an ihr Erbe erinnerten, und Nazis, die ihre Schuld erkannten und einen neuen Anfang wagten.

Unvergessen die Stunden, wenn wir dicht gedrängt um die kümmerliche Funzel hockten und über die rechte Auslegung der Heiligen Schrift uns die Köpfe heiß redeten. Es stank nach Petroleum, es war hundekalt im Zimmer, doch die Herzen brannten. Hunger und Angst um verschollene Angehörige, Ungewißheit und Sorgen, wie man die Kinder sättigen sollte – es war eine gesegnete

Zeit. Wir waren aufgebrochener Acker, bereit für die Aussaat. Und der Sämann streute seinen Samen. Daß manches auf den Weg fiel, auf das Steinige? Hin ist hin. Aber etliches fiel auf guten Boden. Und bringt noch heute hundertfältige Frucht.

## **Wenn die Steine predigen**

St. Laurentius ist eine der ältesten Kirchen im Leinetal. Als Wehrkirche etwa im elften Jahrhundert erbaut, beherrscht sie die alte Leinefurt. Im achtzehnten Jahrhundert wurde sie von Grund auf erneuert. Man mauerte die alten, kleinen Wehrfenster und den niedrigen Eingang an der Südseite zu. Dafür wurden hohe, lichte Fenster in das zyklische Mauerwerk gebrochen und eine breite Tür in die Nordfront gesetzt. Die rauhen Natursteinmauern wurden fein verputzt. Man vergaß, wie alt die Kirche wirklich war. Selbst in dem Standardwerk »Die Geschichte des Kreises Alfeld« wurde sie auf das 18. Jahrhundert datiert.

So blieb es, bis der Zahn der Zeit den Putz abnagte. Da kamen hinter dem abbröckelnden Mörtel wieder die schmalen Wehrfenster zum Vorschein, dazu die klotzigen, nur grob behauenen Steine aus Muschelkalk. Auf die Mauerecken, die ja am meisten auszuhalten haben, hatten unsere Altvorderen größere Sorgfalt verwandt. Steine aus den härtesten Schichten des in der nahen Schierdehne anstehenden Gesteins hatten sie gewählt und die Werkstücke sauber beschlagen.

»Sieh mal, Vati: Hexenpfennige!« Jürgen hat sie entdeckt. Hexenpfennige, so nennen die Leute hier die versteinerten Glieder fossiler Seelilien. Einige Schichten des hier zutage tretenden Muschelkalks bestehen fast nur aus Seelilien. Nun prangen sie hier in der alten Mauer von St. Laurentius.

Und plötzlich rollt sich vor unseren Augen die Zeit zusammen. Wie sagten wir? Laurentius sei an die neunhundert Jahre alt? Die Seelilien, aus deren Resten sich der Trochitenkalk bildete, haben vor fast zweihundert Millionen Jahren in einem warmen Meer gelebt. Damals gab es keine Menschen, noch nicht einmal Säugetiere. Die Welt der Pflanzen und der Tiere sah noch ganz anders aus. Der letzte Tag der Schöpfung war noch Zukunft.

Zweihundert Millionen Jahre. Wer vermöchte sich das vorzustellen? Was sind dagegen die zwanzig Jahre, die ich in St. Laurentius Gottes Wort verkündet und die Sakramente gespendet habe?

Auch Zeit ist ein Stück der Gottesschöpfung. Und auch die Zeit wird wieder – wie sein Atem – zu ihm zurückkehren, »wenn hinfort keine Zeit mehr sein soll« (Offenbarung 10,6).

## **Omchen Kempe**

Sie war steinalt. Das Stehen fiel ihr schwer. Mit dem Laufen war es vorbei. Die Füße trugen sie nur noch vom Bett bis zum Ohrensessel, der am niedrigen Fenster stand.

Ich gratulierte ihr zum 95. Geburtstag. »Fein, Herr Pastor, daß Sie mich besuchen!« Und dann waren wir gleich mitten im Gespräch. Durch ihre Tochter, Kriegerwitwe und aktive Kirchenälteste, war sie im Bilde. Sie wußte, was sich in der Gemeinde tat und wo der Schuh drückte.

»Kommt da doch gestern die Frau Wente und jammert, daß sie zu nichts mehr taugt und völlig überflüssig sei!« Omchen zwinkert mit den hellgrauen Augen. »Der habe ich den Marsch geblasen! Überflüssig? Weil Sie nicht mehr arbeiten können? Na, da hört doch alles auf. Jetzt haben Sie endlich Zeit zum Beten! Also: Beten Sie! Und Sie werden merken, daß Sie von früh bis spät zu tun haben!«

Sie zeigt zur Straße hinunter. »Sehen Sie da die Krausen? Für die bete ich auch immer. Sie wissen ja, weshalb. Und da hinten pummelt die Bendersche im Garten herum. Für die habe ich vorhin gebetet. Und wenn die Konfirmanden zum Unterricht gehen, bete ich für sie. Wer betet denn sonst für die Kinder?«

Ihre Augen suchen mich. »Und dann sah ich Sie vorhin kommen, Herr Pastor. Und da habe ich für Sie die Hände gefaltet. Sie selber ahnen vielleicht gar nicht, wie nötig Sie es haben, daß einer für Sie betet.«

Ich wußte, was ich an Omchen hatte. Und wenn es mir mal zu schwer wurde, dann dachte ich an sie. Wenn mich die Wut packte, dann sah ich Omchen da im Ohrensessel sitzen und für mich beten. Und alles war wieder gut.

Omchen hat schon lange ihre treuen Augen geschlossen. Ich hoffe aber, daß sie noch immer für mich betet. Für mich und die vielen andern, die es auch nötig haben (Lukas 18,1–7).

## **Ein Stein fällt ins Wasser**

Unerwartet stand er vor meiner Haustür, der ehemalige Bundespfarrer des Ostdeutschen Jungmännerwerks. Auch er hatte eine neue Aufgabe gefunden und nahm sich jetzt der heimatlosen Jugend an. Gar nicht weit von uns sollte eins seiner »Christlichen Jugenddörfer« entstehen. Wir gruben Erinnerungen aus und schmiedeten Pläne. Es gab ja so viel zu tun. Die ältere Generation trug schwer an ihrem Versagen, die Jungen waren ohne Religion aufgewachsen. Wenn wir wenigstens Bücher hätten, die wir ihnen in die Hand drücken könnten! Und plötzlich sah Arnold Dannenmann mich an: »Du hast in deinen Jugendstunden und bei Evangelisationen so spannend zu erzählen gewußt, Alfred. Setz dich doch mal hin

und schreib!« Ein Wort gab das andere, bald nahm der Plan festere Form an.

Ein halbes Jahr später schickte ich ihm mein erstes Manuskript: »Der Schatz auf der Flibustierinsel«. Der Kreuz-Verlag brachte es 1950 als Jugendbuch heraus. Ich ahnte nicht, daß in meinem Leben eine Weiche gestellt war. Jahr um Jahr erschien nun ein Buch, vom biblischen Reisebericht über Seefahrtromane bis hin zum Krimi. Ich schrieb, weil die Verleger und die Rezensenten mir Mut machten. Briefe von Lesern kamen auf meinen Schreibtisch, ich hörte zu meinem Erstaunen, daß Menschen, die ich nie gesehen hatte, von denen ich überhaupt nichts wußte, angerührt waren; angestoßen, über sich und ihren Weg nachzudenken.

Ein Stein war ins Wasser gefallen, und immer weiter zogen sich die Kreise auf der weiten Fläche. Ich konnte wieder nur zusehen und staunen.

Alte Freunde meldeten sich. Georg, der vor dem Krieg Gauwart des Jungmännerwerks in Pommern gewesen war, schrieb: Hilf mit in der Redaktion »Für alle«! Neue Freunde gewann ich über dem Schreiben: Heinrich Giesen, der mir in vielem überraschend ähnlich schien, und so manchen anderen dazu.

Von mir aus wäre ich nie darauf gekommen, mich als Schriftsteller zu bemühen. Es war A. D., der mich darauf brachte, der mich dazu überredete. Und es war gut so, daß ein anderer den Anstoß gab. Die Wege, die wir selbst uns wählen, sind oft Irrwege. Ich möchte da nur an den Zeitgenossen erinnern, der in seinem ersten – und Gott-seidank einzigen – Buch verkündete: »Da entschloß ich mich, Polittiker zu werrrden.«

## Tröstungen

Psalm 94,19: »Ich hatte viel Kummer in meinem Herzen, aber deine Tröstungen erquickten meine Seele.«

Ein Datum steht neben diesem Vers in meiner Bibel: 24. 9. 53. Die Zahlen stehen zittrig da, als hätte ein alter Mann das geschrieben. Dabei war ich damals noch nicht dreiundvierzig Jahre alt. Aber ich hatte eine schwere Operation hinter mir. Als ich die Folgen der Narkose überwunden hatte, griff ich zur Bibel. Wahllös schlug ich auf, den 94. Psalm. Mein Blick sog sich fest am neunzehnten Vers. Er tröstete mich.

Drei Wochen später war ich wieder daheim. Der folgende Sonntag brachte die Einweihung der neuen Friedhofskapelle. Es wäre für mich ein großer Tag gewesen. Jetzt aber, nach der frischen Gallenoperation, war ich zum Zuschauen und Zuhören verurteilt. Der Landessuperintendent hielt die Predigt, der Bürgermeister übergab den Schlüssel. Und ich saß beiseite in einem Lehnstuhl, den ein fürsorglicher Kirchenvorsteher herangeschafft hatte. Ich fühlte mich hundeehend, müde und schwach.

Hernach feierten die andern fröhlich im Gemeindefaal. Ich hörte sie singen und lachen. Ich lag erschöpft im Wohnzimmer auf dem Sofa. Da schlug ich wieder dieses Psalmwort auf, das mich schon einmal getröstet hatte.

Alles war gut. Es war Gnade, daß wir schon so bald nach der großen Not die Kapelle hatten bauen können. Es war Gnade, daß ich die Operation gut überstanden hatte. Es war Gnade, daß ich auf dieses Wort gestoßen war.

Zwei Jahre darauf folgte eine Magenoperation, Billroth II. Und dann mußte mir die rechte Niere, die völlig versteinert war, entfernt werden. Ich habe nicht mehr mit Gott gehadert. Es war ja Gnade, daß er so mich strafte. Es war Gnade, daß ich in seine Hand gefallen war und nicht in die der Menschen.

## Was ist Wahrheit?

Die Ärzte waren meine treuen Helfer. »Herr Pastor, könnten Sie wohl Herrn P. besuchen? Es geht ihm jetzt von Tag zu Tag schlechter.«

Es war unbarmherzig hell im Zimmer. Das Licht grub tiefe Schatten in das Gesicht des Kranken. Er war noch jung, heil aus der Gefangenschaft zur Frau und seinen zwei Mädchen heimgekommen. Doch die harte Zeit im Lager hatte seine Kraft gebrochen. Die Tuberkulose hatte ihn in ihren Fängen. Er streckte mir die Hände entgegen. Die Ärmel verschoben sich, zarte Haut über dünnen Knochen kam zum Vorschein. Er strahlte mich an, flüsterte: »Sie sind erstaunt, wie gut es mir geht?« Er muß sich unterbrechen, ein hohler Husten schüttelt ihn. Ich will ihm den Rücken stützen, er aber wehrt wild ab: »Lassen Sie das bitte, es geht rasch vorbei.«

Endlich kommt er wieder zu Atem, zeigt auf den Nachttisch. Dort stapeln sich Prospekte. »Wenn es erst Sommer ist, dann bin ich wieder obenauf. Schwarzwald oder Harz? Vielleicht auch an die Nordsee?« Seine Augen lassen mich nicht los. »Sie werden sehen, Herr Pastor: Wenn es erst Sommer ist!« Rasselnder Husten wirft ihn herum. Er hält sich das Handtuch vor den Mund, es färbt sich rot.

Ich weiß, weiß nur zu gut. Zu oft habe ich an Krankenhäusern gestanden, zu oft schon mit Sterbenden gesprochen. Und wie oft habe ich das Groteske, das Absurde erlebt: Ein Mensch, dem der Tod schon das Antlitz zerschneidet, schmiedet Pläne für die Zukunft! Ein billiger Trost, den eine freundliche Natur uns spendet? Ein zu billiger Trost, der ein Betrug ist?

Wie oft stand ich vor der Frage: Was sollst du hier tun? Den Kranken in seiner Scheinwelt belassen? Oder ihm den trügerischen Traum zerreißen?

Ich fand keine gültige Antwort. Ich sehe mir den Menschen an, taste mich vor: Wird er die Wahrheit ertragen?

Wird sie ihm weiterhelfen, zum Frieden? Oder ist für diesen da die Lüge, die er selbst sich spinnt, barmherziger?

Meinte ich, er habe die Kraft, der Wahrheit sich zu stellen, so sprach ich ihm behutsam zu. Von dem, was mir die Kraft gegeben hatte, als ich mich unter das Messer begab. Daß ich das Abendmahl genommen hatte. Daß ich, als sie mich in den Operationssaal schoben, betete: Vater, in deine Hände!

Und manchmal habe ich es erlebt, daß der Kranke aufhorchte, nachsann und am Ende sagte: »Ob wir mal zusammen – beten?«

## **Es werde Licht!**

Es war schon dunkel, obwohl die Uhr über der Post noch nicht 17 Uhr zeigte. Sie erinnerte mich daran, daß ich noch im Landratsamt hatte anrufen wollen. Wenn ich dort noch jemand erreichen wollte, dann mußte ich sofort anrufen. Also steuerte ich das Telefonhäuschen an. Ich hatte schon die Klinke in der Hand, da zögerte ich. Es war in der Zelle dunkel. Wie sollte ich da die Nummer im Telefonbuch finden?

Jemand tippte mir auf die Schulter, es war Herr Bündels, Angestellter der Gemeinde. Er wollte die Briefe der Bürgermeisterei zur Post geben. Er blinzelte mir zu: »Sie können ruhig eintreten, Herr Paschtor. Sobald Sie hineingehen, wird es hell.«

Daß ich daran nicht gedacht hatte! In der Telefonzelle schaltete ja die Bodenplatte das Licht ein, sobald sie belastet wurde. Ich bedankte mich kurz, trat ein, es wurde hell. Ich konnte das Gespräch noch durchwählen, bevor der Oberinspektor im Landratsamt sein Zimmer verlassen hatte.

Als ich ins Freie trat, traf ich wieder auf Bündels. »Alles klar, Herr Paschtor?« »Alles klar, Herr Bündels!« Er

war ein gemütlicher, leicht dicklicher Mann. Eigentlich hatte er – meiner Meinung nach – nur einen Fehler: Er war aus der Kirche ausgetreten. Und mit seinem Sohn zankte er herum, weil der sich als Jungscharleiter bei mir betätigte. Auch hatte ich gehört, daß er sich am Biertisch gern darüber ausließ, wie rückständig, wie mittelalterlich die Kirche sei. Und just in diesem Augenblick kam mir die zweite Erleuchtung dieses Nachmittags.

»Sie haben mir so nett geholfen, Herr Büdels.« Ich faßte ihn vertraulich am Mantelärmel. »Da bin ich Ihnen doch einen Gegendienst schuldig.« Er sah mich ein wenig mißtrauisch von der Seite an. Ich wußte, was er jetzt dachte: Trau ja einem Pfaffen nicht! Laut aber fragte er: »Ja, Herr Paschtor?« Jetzt kam es auf den richtigen Ton an. »Sie haben sich mit Recht über mich gewundert. Wie kann ein erwachsener Mensch vergessen, daß es in der Telefonzelle hell wird, sobald man nur eintritt? Das kann doch nur so einem zerstreuten Professor wie unserem Pastor passieren, nicht?« Er grinste, jetzt waren wir Vertraute. »Aber wie, lieber Herr Büdels, wenn ich Ihnen sagte, Sie seien auch so ein vergeßlicher Herr Professor?«

Er war stehengeblieben, sah mich erstaunt an. Ich blinzelte ihm zu. »Wie wäre es, wenn Sie mal hineingingen?« Ich sah, daß er nicht begriff. »Ich meine nicht das Telefonhäuschen, Herr Büdels, ich meine die Kirche! Von draußen haben Sie den Eindruck: Da drin ist es mittelalterlich duster. Ob Sie nicht doch mal hineingehen? Könnte sein, daß Ihnen da plötzlich ein Licht aufgeht, beim Hören der guten Botschaft, beim – Beten.«

Am Totensonntag war er tatsächlich in der Kirche. So halb und halb entschuldigte er sich, als ich ihm an der Kirchentür die Hand bot: »Wissen Sie, um meiner Frau willen, die jetzt zehn Jahre tot ist.«

Am Heiligen Abend sah ich ihn wieder, und auch später kam er gelegentlich. Seinen Wiedereintritt in die Kirche hat er nicht erklärt. So etwas wäre für ihn wohl ein zu grelles Licht gewesen.

## Abschied von St. Laurentius

Zwanzig Jahre habe ich hier gelebt, gelehrt und gepredigt. Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Alle, die noch nicht älter als fünfunddreißig Jahre sind, nenne ich Du. Sie waren meine Konfirmanden, sehr viele kamen auch nach der Einsegnung treu zur Kirche und in die verschiedenen Gruppen. »Nein, Herr Pastor, sagen Sie auch weiterhin Du zu mir!«

Am letzten Tage vor dem Umzug gehe ich noch einmal über den Friedhof. Zweimal haben wir ihn in diesen zwanzig Jahren erweitern müssen. Ich kannte sie alle, wußte, wie sie lebten, sah nicht wenige auf dem Sterbelager. Und konnte trösten.

Aus grünen Tujabüschen lugt rotbrauner Marmor: Paula Salomon geborene Zechlin 1882–1960. Das Grab meiner Mutter. Sie fand bei uns ein Zuhause, als es in Berlin unerträglich wurde. Sie hatte ihre Freude an den Enkeln. Sie hatte für die Kinder stets ein gutes Wort.

»Es kommt doch alles, wie es kommen soll.« Tausendmal habe ich das aus ihrem Mund gehört. Es war ihr ernst damit. War es das Erbe ihres Vaters, des Grebiner Opas? Sie war dabei im tiefsten Herzen froh, ertrug, was Gott ihr auferlegte. Und das war eine schwere Last! Erst ihr Abend war lind. Sie nahm es dankbar.

Dann trugen wir sie hinaus. In der Kapelle hielt ich ihr die Totenpredigt, der Sohn der Mutter. Ein Christ kann das.

Hier senkten wir den Sarg hinab. Und ich sah ein anderes Grab offen, das meines Vaters, vierzig Jahre zuvor.

»Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden. Ich lebe, spricht der Herr, und du sollst auch leben.« In so wenige Worte läßt sich das Leben eines Menschen fassen. Und was danach kommt.

Meine Augen schwimmen, die Schrift auf dem Stein zerrinnt. Ich lese meinen Namen dort: Alfred Salomon 1910 – . Die zweite Jahreszahl fehlt noch. Seltsam, daß

ich nicht erschrecke. Ich weiß doch, daß ich auch einmal dahin muß. Das ist so. Und das weiß ich. Nur das eine weiß ich nicht: Warum ich trotzdem fröhlich bin!

Oder weiß ich es doch?

## **Und wieder wurde alles anders**

Es begann unauffällig. Aus unserem Verteilblatt »Für alle« hatte sich über das Zwischenstadium »Lebenskunde« ein neues Heft entwickelt. Da es das jeweils im Lebenskundlichen Unterricht der Bundeswehr zu besprechende Monatsthema in Wort und Bild behandelte, hatte ich den Namen »Zum Thema« vorgeschlagen. Nun arbeitete ich im Auftrag des Verlages in der Redaktion mit. Jeden zweiten oder dritten Monat fuhr ich nach Bonn, um dort an Ort und Stelle mit der Evangelischen Militärseelsorge die Gestaltung der Hefte abzustimmen.

Wieder einmal saßen wir im Kirchenamt für die Bundeswehr zusammen. Es ging – wie stets – heiß hin und her. Und am Ende einer langen Debatte riß dem Militärdekan die Geduld: »Alles schön und gut, aber wie soll ich das in die Praxis umsetzen, wenn ich niemand habe, der sich darum kümmert? Seit zwei Jahren ist die Stelle ausgeschrieben, doch bis jetzt haben wir keinen geeigneten Mann gefunden.«

In diesem Augenblick hob der Standortpfarrer Lüneburg die Hand und zeigte auf mich: »Wäre nicht der Bruder Salomon, der da neben Ihnen sitzt, der rechte Mann?«

Verdutzt sahen wir uns an. Der Dekan faßte sich zuerst: »Mensch, daß ich nicht selber längst darauf gekommen bin!« Wieder einmal hatte ein völlig Unbeteiligter eine Weiche gestellt.

Das war im Herbst 1964 gewesen. Es verging ein Jahr, bis mein Zug in das neue Gleis einfahren konnte. Ich war

ja längst über das Alter hinaus, in dem eine »Verbeamtung« möglich ist. Irgendwie fanden die Leitenden in Staat und Landeskirche einen Weg.

Mein Leben erfuhr eine völlige Umstellung. Aus der Gemeinde kam ich in eine »Bundesoberbehörde«, aus einem Marktflecken in die Bundeshauptstadt. Der Anfang war nicht leicht. Zwei Dinge halfen mir: Ich suchte und fand eine Kanzel, auf der ich regelmäßig das Wort verkünden kann. So behielt ich die Gemeinde im Blick, ohne die ich nicht sein mag. Das andere: Mir gelang, was nur wenigen vergönnt ist: Ich konnte das Amt der Verkündigung mit der Schriftstellerei verbinden. Ohne mein Zutun fand ich eine Lesergemeinde, von Flensburg bis Sonthofen. Das ist ein Geschenk, für das ich immer nur danken kann.

## **Adam im Museum**

Mein neues Amt sprengt die gewohnte Enge: Dienstreisen zu fernen Auslandsgemeinden, Forschungsreisen, die meiner literarischen Arbeit dienen.

»Besuchen Sie auf jeden Fall das Wax-Museum!« Der katholische Amtsbruder, der mir diesen Rat gibt, ist schon seit Jahren in Washington DC tätig. Er kennt sich also aus.

Keine feine Gegend, in der sich das Wax-Museum etabliert hat. Vor dem Hintergrund nobler Vergangenheit hebt sich die Schäbigkeit der Gegenwart um so schärfer ab. Zerbröckelnde Fassaden, auffällige Freitreppen, mit Brettern verschaltete Prunkfenster. Eine dicke schwarze Mammy, Portorikanerjungen, die eine Katze jagen.

Auf dem zerfahrenen Parkplatz liegt dreckiges Papier herum. Zwei niedrige Gebäude, die wie Baracken aussehen. Rechts das »biblische« Museum. Fangen wir dort an! Drehkreuz, halbdunkler Gang, dann Vorhang auf zur

Weltgeschichte: Adam und Eva. In Wachs. Als ob sie leben! Die langhaarige Eva kann nur als »neckisch« bezeichnet werden. Adam strahlt in Manneskraft, erinnert etwas an Marc Spitz.

Noahs Arche mit einem kompletten Zoo. Moses blickt mit finsterem Gesicht auf die Steintafeln. Johannes der Täufer sieht wie ein Hippy aus, Josefs Werkstatt wirbt für »Do it yourself«. Und nun die Abendmahlsszene. Sie ist Leonardo da Vinci nachempfunden. Doch »empfinden« ist eine sehr subjektive Sache. Jedenfalls ertappe ich mich dabei, daß ich ganz anders empfinde als der das Wachs bildende Künstler.

Unauffällig mustere ich die anderen Museumsbesucher. Und ich bin erstaunt: Sie sind angetan, ergriffen, erschüttert. Eine Dame im Minirock hat die brillantenblitzende Hand vor die Augen gehoben und betet.

Plötzlich kommen mir Bedenken gegen meine kultivierte Betrachtungsweise. Darf sie wirklich letzter Maßstab sein? Offenbar gibt es auch andere Möglichkeiten, die biblische Überlieferung zu erleben? Nachdenklich wende ich mich ab. Als ich ins Licht des Vorraums trete, ist ein gut Stück meines treudeutschen Snobismus geschmolzen. Wie Wachs.

## **Betet für den Frieden!**

Gemächlich habe ich den weiten Park umwandert, in den das »Weiße Haus« gebettet liegt. Ich habe dabei die Touristen beobachtet, die das Regierungsviertel pflichtschuldigst »mitnehmen«, und mit einer schwarzen Mammy geplaudert, die mächtig stolz war, weil ich ihr dralles Baby bewunderte. Monumente und prunkvolle Fassaden habe ich fotografiert, nun schwenke ich um die letzte Ecke des hohen Eisenzauns und schlendere auf die Vorderfront des Weißen Hauses zu.



Keine Polizisten, keine Wache unter Gewehr, überhaupt keine Spur staatlicher Omnipotenz. Hier könnte ein wohlbetuchter Privatmann wohnen.

Etwas anderes zeigt mir, daß der Präsident der Vereinigten Staaten zu Hause ist. Vor dem Portal des Parkes verharren unbeweglich und schweigend seltsame Gestalten. Mit gekreuzten Beinen sitzt einer auf dem Bürgersteig. Er hat die Feldmütze tief ins Gesicht gezogen und den Kragen der verschossenen Uniformjacke hochgeschlagen. Die Hand hat er vor den Augen. Er betet. Ein Veteran des Vietnamfeldzuges?

Ein paar Schritte weiter hält ein Rotmähniger ein Plakat: QUAKER VIGIL FOR PEACE. Ein anderes liegt vor ihm auf dem Boden. Es enthält die Absage gegen Krieg und jede Gewaltanwendung. Unterzeichnet ist es: George Fox 1661 1st Quaker.

Andere sitzen still zur Seite. Quakerwache für den Frieden. Sie lösen sich ab im Gebet, junge Leute und ergraute Veteranen. Kein Lärm, keine Sprechchöre, keine Emotionen. Nüchterne Sachlichkeit auch im Gebet.

Das Laub der Ulmen malt Schattenkringel auf die Steine. Es ist ganz still, nur von fernher kommt der Straßenlärm. Und hier schlägt das Herz der Staaten?

Als ich eine halbe Stunde später zurückbummele, ist das Bild unverändert. Der Rotbart hält noch immer das Plakat, der Veteran sitzt noch immer mit gekreuzten Beinen ins Gebet versunken. Es hat sich nichts, gar nichts geändert. Wird das Gebet etwas ändern?

Jedesmal, wenn mir das Beten schwerfällt, sehe ich den Quäker dort vor mir. Wie er mitten in einer friedlosen Welt für den Frieden betet. Er hat kein Wort zu mir gesprochen. Und doch hat er zu mir geredet, unüberhörbar, schmerzhaft laut. Daß des Gerechten Gebet viel vermag, wenn es ernstlich ist (Jakobus 5,16).

Gebete werden die Welt verändern.

## **Lebendig und tot**

Ich war am See Genezareth gewesen. Traumhafter Rundblick vom Berg der Seligpreisungen: Am Hang Eukalypten und Ölbäume, rechtshin die sattgrüne Ebene, fern überm See die Parkanlagen der Stadt Tiberias. Tags darauf standen wir am Toten Meer. Am Ufer rotes Geröll, von Salzkristallen überkrustet. Kein Baum, kein Strauch, kein Büschel Gras. Eine Welt ohne Leben, selbst die Luft erscheint wie tot.

Woher dieser Unterschied? Dort am See Genezareth das Paradies, hier am Toten Meer die öde Mondlandschaft. Dasselbe Klima, dieselben geologischen Formationen, sogar dasselbe Wasser, das die beiden Seen speist, der Jordan. Und dennoch dieser Gegensatz.

Dasselbe Wasser? Der See Genezareth liegt nicht weit von den Quellen des Jordan. Von den Hängen des Hermon strömt ihm frisches Wasser zu. Und es durchfließt ihn, macht ihn immer wieder neu und frisch.

Dem Toten Meer aber führt er biologisch längst verbrauchtes Wasser zu. Entscheidend aber: Das Tote Meer hat keinen Abfluß. Es nimmt nur auf und gibt nicht weiter. Das Wasser, das der Jordan bringt, verdunstet hier, zurück bleiben die Salze. Sie reichern sich an, nehmen heute schon mehr als dreißig Prozent des Volumens in Anspruch.

Wie ist es um mich bestellt? Und um die Gemeinde? Sind wir tot oder leben wir? Glaube stirbt, wenn er sich zu weit von den Quellen entfernt. Ich blicke hinüber zu der roten Wand der Moabiterberge. Tot, verbrannt, ohne eine Spur von Leben. Nein, ich will zurück zur Quelle! Hin zum Wort, das Leben bringt, zu Christus. Und – ich will es weitersagen, weitergeben.

Das Tote Meer ist Endstation. Wer nur nimmt, um zu behalten, wird schon als Lebender tot sein. Geben ist seliger als Nehmen. Der Satz aus der Apostelgeschichte (20,35) gilt überall.

## **Es ist kein Gott!**

Die Klippen Galiläas flammten rot. Die sinkende Sonne zog eine goldene Bahn über das Meer. Ich war der letzte Gast im Strandcafé. Die Bedienerin kam kassieren. Sie stutzte, als ich ein paar Worte mit ihr wechselte. Dann gab sie sich einen Ruck: »Sie können deutsch mit mir sprechen, ich bin in Stuttgart geboren.«

Eine Frau Mitte der Fünfzig, offenbar mit guter Schulbildung. Wir kamen ins Gespräch. Wie es mir in Israel gefiele? Und dann, was ich von Beruf sei?

»Pfarrer?« Ich sah, wie es in ihr arbeitete. In jähem

Entschluß streifte sie den Ärmel ihrer Bluse hoch. »Sehen Sie die Tätowierung? KZ! Alle meine Verwandten kamen um, alle meine Freunde. Ich allein blieb über.« Ihr Blick irrte zur Seite, zur Sonne, die eben versank. Schrill und überlaut kamen die Worte: »Es ist kein Gott!«

So geschehen im September 1974 in Naharija.

Uralte Klage in Israel. In diesem Israel, das seit Jahrtausenden gelitten hat, das sich abgemüht hat um Gott und Gottes Gerechtigkeit. »Warum sprichst du denn, Jakob, und du, Israel, sagst: Mein Weg ist dem Herrn verborgen, und mein Recht geht vor meinem Gott vorüber?« Jesaja 40,27 steht diese Klage, diese Anklage. Und wir? Kennen wir sie nicht? Wenn uns die Nacht heraufsteigt und die Angst?

»Hebet eure Augen in die Höhe und sehet: Wer hat dies geschaffen? Er führt ihr Heer vollzählig heraus und ruft sie alle mit Namen; seine Macht und starke Kraft ist so groß, daß ihm nicht eines von ihnen fehlt.«

## **Der Bettler am Sinai**

Jetzt hatten wir die endlose Schlucht hinter uns. Zwei Stunden hatte sich unser Jeep in ihr hinaufgequält, durch Staub und Geröll. Nun hatten wir das Hochplateau erreicht. Licht blendete, Staub stach in die Nasenschleimhaut.

Dann sah ich ihn. Wie ein erstorbener Baumstamm stand er reglos in der Wüste. Ein Beduine, der erste Mensch, dem wir auf unserem Wege vom Roten Meer herauf begegneten.

Er war so verdorrt wie eine der Akazien drüben im Wadi. Er war so bestaubt wie die roten Steine am Rande der Piste. Erst jetzt sah ich das Kamel. Es hatte gelegen, mit zwei Rucken richtete es sich auf, glotzte herüber.

Wir hielten an. In den verdorrtten Beduinen kam Le-

ben. Langsam, als müsse es sich erst zurechtfinden. Mit schleppenden Schritten kam er heran, blieb zwei Schritte vor mir stehen, sah mich an.

Zwei dunkle Augen erfaßten mich, ein Lächeln stahl sich in seine Mundwinkel. Und nun schob sich seine Hand vor. Eine hagere und sehr schmutzige Hand. Aber sie sprach. »Gib mir etwas von deinem Überfluß. Es macht dich nicht arm, mich aber reich.«

Wir sahen uns in die Augen, lächelten, verstanden uns. Und meine Hand fand seine.

Mein Fahrer gab Gas. Staub mülmt auf. Als ich mich umsah, stand der Arab noch immer unbeweglich am Platz. Wie ein abgestorbener Baum in einer Wolke Staub.

Ich werde der Arab sein. Ich sehe mich da stehen, allein, einsam, mit leeren Händen, mit schmutzigen Händen. Und dann wird Gott mir in die Augen blicken. Er wird sehen, wie leer meine Hand ist. Und wie schmutzig. Er wird sie trotzdem fassen. Und mich reich machen.

1. Chronik 28,20: »Sei getrost und unverzagt und richte es aus! Gott, der Herr, mein Gott, wird mit dir sein und wird die Hand nicht abziehen.«

## **Zu schwere Last**

Psalm 38,5: »Denn meine Sünden gehen über mein Haupt; wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer geworden.«

Unberührte Wildnis Labrador: Seit zehn Tagen waren wir unterwegs, im Kanu von Blockhütte zu Blockhütte. Wir waren den Kekarpui-River hinaufgefahren, dann –

über oft recht anstrengende Portagen – von See zu See.

Wieder einmal toste eine unfahrbare Schwallstrecke unter uns in der Schlucht. Und wir schleppten Boote und Gepäck über den kaum erkennbaren Trail durch die Tundra. Ich war in der Reihe der letzte. Und dann geschah es: Ein Fehltritt, ich taumelte nach links, rollte in das weich federnde Rentniermoos, überschlug mich und lag nun rücklings da. Wie ein Maikäfer, der aus dem Baum fiel.

Ich rieb mir das Schienbein und mußte trotz allem lachen. Nur gut, daß niemand zusah oder gar fotografierte. Dann wollte ich mich hochrappeln. Doch wo ich auch hingriff, federte es. Die Tundra besteht aus meterdicken Kissen von Moos, Krüppelkiefern, Zwerglärchen und Azaleen. Erst tief darunter liegt der feste Granit. Wie ich



mich auch mühte, ich kam nicht hoch. Und meinte ich, es nun geschafft zu haben, so fiel ich doch wieder zurück. Nein, es war nichts zu machen. Der Schwerpunkt lag für mich zu hoch, weil ich den vollen Rucksack auf dem Rücken hatte, darüber geschnallt noch Schlafsack, Säge, Beil und ein Dutzend anderes Buschwerkzeug.

Plötzlich war mein Sohn da. Er half mir, den Rucksackriemen zu lösen. Ich kam wieder hoch. Gemeinsam schleppten wir die Packen zurück zum Trail. Nun hatten wir wieder festen Tritt. Es konnte weitergehen.

Die kleine Begebenheit dort in Labrador steht mir wieder vor Augen. Wenn die Last einem über das Haupt geht, wird es schwer, sich im Gleichgewicht zu halten. Und ist man erst einmal gefallen, dann kommt man nicht wieder hoch.

Das ist ganz einfach eine Erfahrung von Menschen, die oft mit Lasten zu tun haben. Der Dichter des Psalms wußte Bescheid. Die Lastträger, die heute noch durch die Gassen der Altstadt Jerusalems schlurfen, können auch davon berichten.

Wir haben es nicht mehr nötig, uns so abzuschinden. Lastwagen, das Auto mit seinem Gepäckraum, der Fahrstuhl – sie nehmen uns die Arbeit ab.

Wer aber nimmt mir die Last ab, von der da im Psalm die Rede ist? Es wäre ja schön, wenn man alle Schuld als erledigt abhaken könnte. Herunter damit und weg! Was soll ich mich plagen mit dem, was ich da aus der Vergangenheit mit mir herumschleppe? Daß ich log und andere beiseite schob, daß ich nie für andere Zeit habe und nicht einmal zuhören kann, daß ich hier Unrecht tat und dort mich so stellte, als sähe ich nichts – einfach abhaken diese Last. Das wäre schön.

Doch dem ist nicht so. Meine Sünden gehen über mein Haupt, wie eine schwere Last. Ich werde sie nicht los.

Gut, daß einer da ist, der mir hilft!

## Vor Jahren eingeweckt

»Holst du mir mal die Roten Beete aus dem Keller herauf?« Etwas ratlos stehe ich jetzt vor den Regalen. Einweckgläser verschiedener Größe, Konserven. Rote Beete? Da habe ich die Auswahl zwischen mehreren Gläsern. Ich nehme wohl am besten eins, das weiter hinten steht? Das dürfte älter sein und müßte zunächst verbraucht werden. Und dabei stoße ich auf völlig verstaubte Gläser mit Stachelbeeren.

Meine Frau wundert sich nicht schlecht. »Stachelbeeren? Die müssen noch aus Freden stammen. Ob der Inhalt noch genießbar ist?« Die Frage ist berechtigt, da wir vor fast zehn Jahren von Freden hierher nach Godesberg zogen.

Die Probe ergab: Das eine Glas war muffig und ungenießbar, das andere durchaus noch schmackhaft.

Zehn Jahre im Keller. Vergessen und verstaubt. Dann eines Tages durch Zufall wieder ans Licht gebracht.

Was stapelt sich alles im Keller unseres Unterbewußtseins? Natürlich keine Stachelbeeren. Aber verdrängte Schuld, eingeweckte Sünde. Ganz hinten im Regal verstaubt, dem Blick entzogen durch andere Dinge, die wir davorgestellt haben.

Niemand weiß sich mehr zu erinnern.

Ich müßte mal dort unten aufräumen, entrümpeln, ans Licht holen. Es sammelt sich sonst zu viel dort im Keller an. Heraufholen, überprüfen. Manches wird nur noch für die Mülltonne gut sein. Es wäre gut, wenn mir einer dabei hilft. Beim Heraufholen, beim Aufmachen, beim Prüfen, beim Entscheiden.

Ich weiß, wer mir hilft (Matthäus 9,2).

## Der Automat

Bei der Bonner U-Bahn ist alles rationell durchdacht. Kein Fahrkartenverkauf im Zuge, statt dessen hochmoderne Verkaufsautomaten an den Haltestellen. Man wählt die Taste für die gewünschte Fahrstrecke, wirft Geld ein, der Apparat – computergesteuert – wirft die Karte und das überzählige Wechselgeld heraus.

Ich möchte eine Streifenkarte zu 3,50 haben. Ich drücke die entsprechende Taste und werfe ein Fünfstück ein. Gleich wird der Apparat – nein, nichts geschieht.

»Bei Versagen roten Knopf drücken!« Also drücke ich. Aus dem unerforschlichen Innern des Kunstwerkes ertönt verheißungsvolles Rappeln. Deutlich höre ich die Münze fallen. Doch dann ist es aus, weder Karte noch Wechselgeld kommt heraus.

Was nun? Richtig: Faust drauf! Einmal und noch einmal. Und nicht zu zart! Der dritte Schlag erfolgt fortissimo.

Ergebnis negativ. Kein Geld, keine Karte. »Beschwerden sind zu richten an . . .« Na, denen werde ich Bescheid geben!

Eine Stunde später komme ich mit einem Bekannten ins Gespräch. »Ich soll zweihundert Mark Kirchensteuer nachzahlen.« Er bläht sich auf. »Wenn ich wenigstens dafür eine Gegenleistung bekäme.« Er schnippt mit den Fingern. »Aber nicht soviel springt dabei heraus!«

Plötzlich sehe ich ihn da vor dem Automaten stehen. Zweihundert Mark wirft er oben ein, streckt jetzt die Hand aus, um in Empfang zu nehmen, was dafür herauskommt. Doch da kommt nichts heraus, jedenfalls nicht »automatisch«. Nur ganz ferne läuten Glocken. Was nun? Faust drauf?

So primitiv sind wir nicht? Gut, ich will nur von mir re-

den: Wie oft ertappe ich mich dabei, daß ich von Gott die Gegenleistung erwarte. Wenn ich einmal eine – nach meiner Meinung – besonders gute Tat vollbrachte, wenn ich so recht von Herzen betete, wenn ich eine fromme Spende gab. Plötzlich singt da irgendwo in mir ein Stimmchen: Warte nur, Gott wird dir's vergelten!

Was, wenn er es – nicht tut? Wenn nichts für mich herauskommt? Was dann? Faust drauf?

Römer 9,20: »Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst?«

## **Nur alle vierzehn Tage!**

1. Korinther 9,16–17: »Denn daß ich das Evangelium predige, darf ich mich nicht rühmen; denn ich muß es tun. Und wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte! Täte ich's aus eigenem Willen, so würde mir gelohnt. Ich tue es aber nicht aus eigenem Willen; mir ist das Amt befohlen.«

Ich blättere im Sonntagsblatt. Inserate! Drei, vier Gemeinden suchen Pfarrer. Einige in althergebrachter Weise, eine aber hat anscheinend eine Werbeagentur bemüht. »Wer kommt zu uns?« Und dann folgt zunächst eine Aufzählung aller Pluspunkte, die diese Gemeinde meint aufweisen zu können. Das Pfarrhaus ist neu, modern eingerichtet, mit zentraler Ölheizung und Thermopfenstern ausgestattet. Es liegt verkehrsgünstig und doch ruhig, in einem schönen, jedoch nicht zu großen Garten. Sämtliche Schulen befinden sich am Ort und sind bequem zu erreichen. Der Kirchenvorstand und die Kollegen sind auf »teamwork« eingeschworen. Diakon und Gemeindehelferin warten nur darauf, daß ihnen der neue Stelleninhaber frische Impulse vermittelt. Und dann, im Druck besonders herausgehoben: »Predigtdienst nur vierzehntägig!«

Mir stockt der Atem. Ein Prediger wird geködert mit dem Versprechen: Du brauchst nur jeden zweiten Sonntag auf die Kanzel!

Was hat sich dieser Kirchenvorstand gedacht? Was erwartet er von einem Pfarrer? Was erwartet er für einen Pfarrer? Oder, noch schlimmer: Welche Erfahrungen hat er mit Pfarrern gemacht?

Ich weiß: Es kann eine Last sein, Sonntag für Sonntag, Jahr um Jahr zu predigen. Und das dreißig Jahre lang. Das hält man nur durch, wenn man schon beim Herabsteigen von der Kanzel an die nächste Predigt denkt. Gleich nachsehen: Was ist nächsten Sonntag dran? Und dann eine Woche hindurch horchen und fragen: Wo hat dieser Predigttext den Sitz im Leben meiner Gemeinde?

Eine Last? Ja, eine Last und – eine Hilfe. Eine Woche lang mit dem Predigttext »im Hinterkopf« leben; Besuche machen, unterrichten, Sorgen und Nöte anhören, mitdenken und raten – der Alltag wird da anders. Er wird leicht und durchsichtig. Weil das WORT dabei ist.

Der Prediger soll die Last des Predigenmüssens fröhlich tragen. Und eine Gemeinde soll diese Last ihrem Prediger zumuten.

## **Brückenhäuser**

Ein Amtsbruder in Bad Godesberg wollte sich auf nette Art dafür bedanken, daß ich ihn oft im Predigtamt verrete. Er schickte mir zu Weihnachten einen Karton Wein. Erwartungsvoll packte ich aus: von der Nahe, Qualitätswein mit Prädikat, Jahrgang 1971. Mit Genießermiene betrachte ich das Etikett. Die Nahebrücke von Bad Kreuznach. Sie wissen: die weltbekannten Brückenhäuser aus dem 15. Jahrhundert. Da, wo die wuchtigen Pfeiler die Bogen stützen, sind sie errichtet. Hübsche Häuser im Fachwerkstil jenes Jahrhunderts.



Ist es nicht verrückt, ausgerechnet auf einer Brücke Häuser zu bauen? Eine Brücke verbindet zwei Ufer. Sie dient dem Verkehr, dem Hinundher. Über eine Brücke geht oder fährt man. Man kann auch auf ihr zu einem kleinen Schwatz stehenbleiben. Wen es gelüftet, der mag sich an die Brüstung lehnen und tiefsinnig auf das ziehende Wasser blicken. Und gelegentlich wird ein naseweiser Bub hinunterspucken. Das alles kann man auf einer Brücke tun. Nur nicht Häuser bauen.

Und doch sind die Brückenhäuser von Kreuznach nicht die einzigen ihrer Art. Ich meine nicht, daß es auch

anderswo Bauten auf Brücken gibt: in der Schweiz, in Berlin oder in Monmouth. Ich meine es so: Die meisten Menschen haben sich in Brückenhäusern eingerichtet. Sie leben, als sei das Leben kein Übergang von einem Ufer zum andern. Sie siedeln sich steifbeinig hier an. Sie tun, als hätten sie auf dieser Erde Wurzeln geschlagen.

Und sind verblüfft, wenn es sie wegriißt. Sie sind ent-rüstet und klagen, es geschehe ihnen Unrecht. Eine völlig unrealistische Haltung, zu der sie durch Selbsttäuschung gelangt sind. Wirklich ist doch dies: daß wir unterwegs sind, von einem Ufer zum andern. Unterwegs auf einer Brücke, die den Strom der Zeit kreuzt. Und neben uns ziehen andere die gleiche Straße. Wir können ein paar Minuten – oder sind's Jahre? – verweilen, mit Freunden plaudern oder – in den Strom spucken. Nur wohnen können wir hier nicht.

Ich kann nicht sagen, daß mich dieses Wissen jemals traurig gestimmt hätte. Im Gegenteil, ich bin froh, daß ich hier keine bleibende Stadt habe, daß ich unterwegs bin, das hohe Ufer noch vor mir habe. Ich fände es trostlos, wenn ich auf dieser Brücke seßhaft werden müßte. Ich würde alles versuchen, das zu ändern, um wieder beweglich zu werden.

Hebräer 13,14: »Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.«

## **Der Nächste bitte!**

Warten erfreut sich keiner Beliebtheit. Schon gar nicht beim Arzt. Da sitzt man und blättert lustlos in bunten Zeitschriften. Ein Blick nach der Uhr: Wie bitte, zwei Stunden schon? Ein Blick in die Runde: Noch eins, zwei, drei vor dir! Das kann ja noch eine Stunde dauern. Mir langt es.

Ich vertiefe mich erneut in das Magazin. Zwei Drittel

Reklame, der Rest auch nichts Gescheites. Klatsch und Tratsch aus der feinen Welt. Wer sich nur für so etwas interessiert? Mir wäre –

»Der Nächste bitte!« Ich schrecke hoch, da ich das Öffnen der Tür nicht gehört habe. Die Sprechstundenhilfe steht im Türrahmen. Sie lächelt einladend und hält den Kopf fragend geneigt.

Der Alte neben mir rappelt sich hoch. Ich sehe mich um, zähle: nur noch zwei vor mir.

Doch die Buchstaben tanzen mir vor den Augen. Ich nehme den Sinn dessen, was ich da lese, nicht mehr auf. Wie war das eben? »Der Nächste bitte?« Natürlich, freundliche Einladung: Wer ist dran? Kein Grund zur Beunruhigung. Der Herr Doktor läßt bitten. Jetzt untersucht er den Alten da, der »dran« war. Name? Alter? Anamnese? Ja, dann machen Sie sich bitte mal frei! Jetzt befühlt und beklopft er ihn. Nun hängt er sich das Stethoskop um. Nein, ihm bleibt nichts verborgen. Und was er nicht auf Anhieb findet, das bringt morgen die Röntgenaufnahme ans Licht.

Die Wände des Warteraumes weiten sich, weichen zurück, entschwinden. Fern kreisen Sterne. Sonne geht auf, steigt und sinkt. Knospen sprießen, Blätter fallen. Wann – bin ich dran? Wann heißt es für mich »Der Nächste bitte!«?

Jemand stößt mich an: »Sie sind doch jetzt dran!« Die junge Frau sagt es, die neben mir sitzt. »Ich? Schon dran?« Ich fahre auf. Tatsächlich, die beiden, die noch vor mir waren, sind schon weg. Ich habe es gar nicht gemerkt, war zu sehr in meinen Gedanken. Hätte fast den Augenblick verpaßt –

»Der Nächste bitte!«

In der Lutherischen Agende III heißt es in einem der Gebete nach der Begräbnispredigt: »Wir befehlen deiner Gnade, den du als nächsten aus unserer Mitte abrufen

wirst. Bereite ihn und uns alle zu einem seligen Ende und gib uns Kraft, daß wir den guten Kampf kämpfen, Glauben halten und gerüstet seien für deine Stunde in der Hoffnung der Auferstehung zum ewigen Leben.«

Wir warten auf den Abruf. Doch da ist keine Angst. Denn er ruft mich bei meinem Namen. Zu sich herein. Vielleicht darf ich schon der nächste sein?

Matthäus 25,13: »Darum wachtet! Denn ihr wisset weder Tag noch Stunde.«

## **Frieden**

»Dienst am Frieden – mit und ohne Waffen« – dieses Thema klingt immer wieder an, wenn Militärgeistliche sich treffen. Wieder eine Rüstzeit, bei der es um Frieden geht. Vor der Morgenandacht eine gewisse Verlegenheit bei der Wahl des Liedes. Ein Lied vom Frieden? Da ist die alte Antiphon »Da pacem«, der Kanon »Dona nobis pacem«, und dann? Im Soldatengesangbuch kein Lied zum Frieden, im Gesangbuch der Landeskirche auch nicht.

»Es gibt ein paar neue Lieder zum Frieden.« Der eine kennt dies, der andere jenes: »Gib uns Frieden jeden Tag«, »Gott gibt Frieden« und »Herr, unsern Frieden wirst du schaffen«. Aber in welchem Liederbuch sind sie zu finden? Wer weiß den Text, die Melodie?

»Diese Lieder sollten in unser geplantes neues Liederbuch!« Der Mann hat recht. »Und, wenn sich welche finden lassen, noch ein paar mehr!«

Noch ein paar mehr. Eine Woche später beginnt mein Urlaub. Stille, Wind, Wasser, Sonne, Wolken, Regen.

Kein Terminkalender, keine Routine, keine Posteingänge, kein Telefon. Frieden. Frieden? Jenes Gespräch fällt mir ein, jener Wunsch: Ein paar Lieder zum Frieden sollten wir haben!

Hat nicht Franz von Assisi ein Gebet für den Frieden verfaßt? Nein, das Gebet entstand erst in unserem Jahrhundert, wurde jedoch Franz zugeschrieben. Weil es – dem Sinne nach – von ihm hätte stammen können. Franz, der mit den Tieren redete; Franz, der mit aller Welt im Frieden lebte. Weil er mit Gott im Frieden war.

Und aus dem Harfen des Windes im Schilf, dem schmetternden Sang des Sprossers, dem Ruf der ziehenden Gänse formt sich das Lied:



Ma - che mich zum Frie - den fer - tig,  
 Gü - te mir ver - leih, daß die Wun - den  
 ich ver - bin - de, mei - nem Feind ver - zeih.

Gib, daß ich die Hoffnung wecke,  
 wo Verzweiflung quält,  
 Licht anzünde, wo es Nacht ist,  
 daß die Freude zählt!

Mache mich zum Friedensboten,  
 rechtes Wort mir schenk,  
 daß ich Streitende versöhne,  
 sie zum Frieden lenk.

Wer verzeiht, dem wird vergeben,  
 nehmen wird, wer gibt,  
 wer da stirbt, erwacht zum Leben,  
 weil ihn Christus liebt.

## Gestern und morgen

»Möchten Sie Ihr Leben noch einmal führen? Würden Sie es ganz anders anpacken?« Einer der Gratulanten stellte mir die Frage, als das Kirchenamt zu meinem 65. Geburtstag einen Empfang gab.



*St. Marien Danzig in den dreißiger Jahren*

Möchte ich mein Leben noch einmal führen? Möchte ich noch einmal jung sein, mit den Erfahrungen, die ich in diesem Leben erworben habe? Würde ich dies oder jenes, vielleicht auch das Ganze, anders anpacken?

Ich muß gestehen, daß ich lange über diese Frage nachgedacht habe. Irgendwie fühlte sich wohl meine Phantasie angesprochen. Es wäre ja reizvoll, das einmal durchzuspielen: Ein junger Mann mit der Weisheit eines Alten! Er kennt sich aus im Leben und in den Menschen. Gegen grobe Irrtümer müßte er gefeit sein. Er sollte wissen, wie man die Herzen einfängt. Er müßte es weit bringen.

Nein! Ein Greis wäre dieser junge Mann da. Ein Unmensch, zur Überheblichkeit verdammt, ein Großinquisitor und ein Nikodemus ineins. Einer, der auf allen Registern spielt, der die Puppen tanzen läßt, der sein will – wie Gott.

Nein! Die Versuchung wäre zu groß, als daß ich sie bestünde. Und darum will ich nicht noch einmal dieses Leben leben. Ich will danken, daß es bald vollbracht ist, danken, daß es – nach vielen Umwegen – zum Ziele kommt.

Und ich will bis dahin jeden Tag auskosten, mir jede Stunde – auf der Zunge zergehen lassen. Ich sehe nach vorn, wie Hügel hinter Hügel näher kommt. Ich sehe, wie in der Ferne die Türme von St. Marien aus dem Dunst steigen, wie sie Form und Farbe gewinnen. Ich schmecke den Ruch von geteertem Werg, den beizenden Schmack von Karbolineum. Und dann stehe ich auf dem Hügel von Grebin. Mit den Spitzen meiner Finger fahre ich über das altersrissige Holz. Und meine Stirn fühlt die Wärme meiner Arche.

Ich werde wieder daheim sein, wenn meine Fahrt zu Ende ist. Nicht in einem Paradies, aus dem man mich vertreiben kann. Ich werde bei Ihm sein alle Zeit (1. Thessalonicher 4,17).

## **Der reiche Mann und ich**

(anders als Lukas 16)

Es war ein reicher Mann, der lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Und es war ein Armer, der lag vor des reichen Mannes Tür.

Eines Tages sah der reiche Mann aus dem Fenster. Und da sah er mich. Und er sprach zu seinem Sohn: »Geh hinunter und nimm dich dieses Armen an!«

Der Sohn war dem Vater gehorsam. Er stieg hinunter auf die Gasse, kam zu mir und half mir auf. Es machte ihm nichts, daß er durch den Dreck der Gosse mußte. Er scheute sich nicht, mich anzufassen. Mir war, als sei er mein Bruder.

Er war mein Bruder.

Und er nahm mich bei der Hand: Komm! Und wir gingen in das Haus seines reichen Vaters. Ich wunderte mich sehr. Bis ich vor ihm stand. Da sah er mich an, lange. Mir war, als sei er mein Vater.

Er ist mein Vater.

# Die Welt mit Kinderaugen sehen

Kinder haben in meinem Leben eine bedeutende Rolle gespielt. Da waren nicht nur die vier eigenen, nicht nur die fünf Enkel, da waren viele Tausend: die Jungscharen in Berlin und die mehr als dreißig Jahrgänge Konfirmanden.

Ich denke gern an alle. Und viele denken auch heute noch an mich. Einige Begebenheiten heben sich aus dem Alltäglichen heraus. Nicht, weil sie ungewöhnlich waren. Nur, weil sie für mich ihre Bedeutung hatten. Weil sie mir neue Sicht schenkten. Weil sie mir zeigten, daß Kinder oft tiefer und schärfer sehen als wir. Denn Kinder sehen nicht nur mit den Augen, Kinder sehen mit dem Herzen.

Solche Begebenheiten will ich noch schildern. Vielleicht lernen wir von den Kindern, nun auch mit dem Herzen zu sehen: die Menschen, den Himmel und die See, vielleicht sogar uns selber.



## Unsere vier

### *Jürgen*

Ich kam vom Außenort zurück, trat unversehens in die Küche. Jürgen stand nackt auf dem Küchentisch, dampfte noch vom Badewasser. Er sah mich eintreten und ließ sich fallen: »Papa, fang auf!«

Ich konnte ihn grade noch fassen, ehe er auf die Steinfliesen schlug. Ich schalt auf ihn, er aber lachte: »Fängst mich doch immer auf!«

### *Wolf-Dieter*

Heißer Sommerabend. Ich war über die Leine geschwommen, war jetzt auf dem Rückweg, noch gut zehn Meter vom Ufer entfernt. Auf dem Baumstumpf der alten Esche, in die im Jahr zuvor der Blitz geschlagen war, stand Wolf-Dieter. Er sah mich kommen, schrie: »Ich schwimme zu dir!« Und sprang! Dabei konnte er noch gar nicht schwimmen!

Ich kraulte hin, er kam hoch, sprudelte Wasser von sich, paddelte wie ein Hundchen mir entgegen. Dann war es aus, der Mund verschwand, die Nase, jetzt die Augen. Ich bekam ihn an den Haaren, zog ihn zum Land. »Bengel, wie kannst du da so einfach hineinspringen? Du weißt doch, daß die Leine hier tief ist.« Er spuckte noch immer Wasser, sprudelte aber eifrig heraus: »Aber du, Vati, du kannst doch schwimmen!«

Zwei, die sich blind auf ihren Vater verließen. Zwei, die mich lehrten: Verlaß auch du dich so auf deinen Vater da oben. Der fängt dich auf. Der holt dich raus. Keine Sorge: Der kann schwimmen!

### *Marlies*

Im Konfirmandenunterricht hatte es Ärger gegeben. Ich schimpfte. Das kam selten vor, alle halben Jahre einmal. Dann aber gründlich. Und da, wie ich so grade im besten

Zuge bin, fällt mein Blick auf meine Marlies: Das Kind zittert am ganzen Leibe! »Marlies, was hast du denn?« Sie erhebt sich steif. »Vati, ich habe solche Angst vor dir!« Im Nu war mein Zorn verrauchet. Was hatte ich da angerichtet: Wenn schon mein eigenes Kind sich vor mir fürchtete, das mich doch kennen mußte! Ich habe mich seitdem gemüht, meinem Zorn nicht mehr die Zügel schießen zu lassen. Furcht ist nicht in der Liebe.

### *Christfried*

Christfried hatte wieder einmal etwas zerbrochen. Er brachte es angeschleppt. »Papa, ganzmachen!« Ich sah mir den Schaden an. Da war kaum etwas zu machen. Ein Stück aus Guß, da ist nichts zu kleben, nichts zu löten. Chris war fassungslos. »Was, das kannst du nicht? Du kannst doch alles!«

Irgendwie habe ich es dann doch noch hingekriegt. Weil ich das jetzt mußte! Wie hätte ich solches Vertrauen enttäuschen können!

## **»Wir haben Gott gesehen!«**

Bis zum Filialdorf Hohenjesar waren es sechs Kilometer. Ganz gleich, wie das Wetter sein mochte, die fünf Konfirmanden kamen allwöchentlich zum Unterricht ins Pfarrhaus nach Treplin. Bei guter Witterung kamen sie auf ihren Rädern; wenn es stürmte oder schneite, erschienen sie auf Schusters Rappen.

Ein herrlicher Frühlingstag, klarblauer Himmel, ein milder Wind. Ich gehe zur Tür und lasse die Kinder herein. Seltsam, wie still sie sind! Sie flüstern nur und wechseln scheue Blicke. Ungewohnt ruhig nehmen sie im Jugendraum Platz. Und beim Gebet ist es mir, als höre ich ein unterdrücktes Schluchzen. Kam es von Brigitte?

»Setzt euch bitte!« Sie sitzen geduckt. Mir ist, als starr-



ten sie auf die aus Hohenjesar. »Ist was?« Sie drucksen herum, jetzt stößt Willi die Brigitte an: »Rede du!«

Brigitte ist ein Mädchen mit hellwachem Verstand, in diesem Jahrgang ohne Frage die klügste. Doch jetzt steht sie verlegen da, sucht sich zu sammeln. Sie atmet tief durch: »Wir haben – wir haben Gott gesehen!«

Jetzt ist es heraus, Brigitte hebt das Gesicht, blickt mir grade in die Augen. »Ihr habt ?« Sie nickt eifrig: »Ja, wir haben Gott gesehen!« Ich bin im ersten Augenblick hilflos, versuche Zeit zu gewinnen, um nachdenken zu können. Wie verhält sich ein Pfarrer, wenn seine Konfirmanden Gott gesehen haben?

Brigitte gerät jetzt in Feuer: »Ja, Herr Pastor, wir alle

haben ihn gesehen, ganz groß, oben am Himmel!« Die andern vier aus Hohenjesar nicken heftig.

Meine Gedanken wirbeln. Was haben die Kinder gesehen? Eine Wolke, die zufällig so aussah, wie Kinder sich Gott vorstellen? Nein, der Himmel strahlt in klarem Blau, auch nicht das kleinste Wölkchen ist zu sehen. »Wie sah er denn aus?« Haben die Kinder meinen Unglauben gespürt? Sie überschreien sich, um mich zu überzeugen: »Ganz groß und stark!« Sie versuchen, in Vergleichen das Unsagbare zu beschreiben, widersprechen sich in Einzelheiten, doch in dem einen sind sie einig: Wir haben Gott gesehen!

Ich bin immer stiller geworden. Fünf Kinder vom Konfirmandenjahrgang 1942. Sie alle haben Gott gesehen. Sie bezeugen es, sind übervoll von dem Gesehenen.

Ich gab es auf, das Rätsel zu ergründen. Ich habe das Wunder als Wunder stehen lassen. Wie hätte ich Gott in den Arm fallen können! Und ganz in der Stille habe ich die Kinder fast beneidet. Wenn doch auch ich ihn sehen könnte!

## **Verdammt in alle Ewigkeit**

Im Evangelischen Filmbeobachter war der Film gut besprochen. Winfried, der ihn bereits gesehen hatte, schlug vor: »Den müßten wir uns mit dem ganzen Weggenossenkreis ansehen!« »Und am Mittwoch darauf dann diskutieren!«

Also zog ich mit dem Weggenossenkreis – junge Leute zwischen sechzehn und zwanzig Jahren – hinüber in Heipkes Kinosaal. Ich kann mich an Einzelheiten nicht mehr erinnern, ein Bild aber hatte uns so erschüttert, daß wir den ganzen nächsten Weggenossen-Abend heiß darüber debattierten.

Die Rekruten sind verdonnert, auf dem Kasernenge-

lände Unkraut zu zupfen. Da kriechen sie auf allen vieren durch das Gras, ziehen hier eine Wegerichstaude heraus, dort ein Gänseblümchen. Reine Schikane, man will die Männer kleinkriegen, brechen.

Nahaufnahme: Der Rekrut kriecht und zupft. Groß-einstellung: Nur die Hand! Ein grober Militärstiefel kommt in das Bild. Jetzt tritt er auf die Finger des Rekruten, mahlend, drehend, das Bild füllend.

Verdammt in alle Ewigkeit: Der Mensch in der Hand des Menschen. Wer dem Menschen in die Hand fällt, kommt unter die Füße des Unmenschen. Nicht erst im Krieg.

Verdammt in alle Ewigkeit? Fritz gab dem Gespräch die Wendung: »Eigentlich müßte – sozusagen als Gegenüber – dazu nun ein zweiter Film gedreht werden.« Wir sahen ihn fragend an. Bodo räusperte sich: »Na, nun sag's schon!« Fritz errötete leicht, wie immer, wenn er sich verlegen fühlte. »Der Film müßte dann heißen: Geliebt in alle Ewigkeit.« Bettina meldete sich: »Wer weiß, ob ein solcher Film, der die Menschenliebe besingt, je gedreht wird. Nächstenliebe ist nicht – fotogen.«

Es ging hart hin und her. Am Ende stellte Heiner die Frage. »Braucht ein Film ›Geliebt in alle Ewigkeit‹ denn überhaupt noch gedreht zu werden?« Fritz begriff als erster: »Stimmt! Der Film ist längst gelaufen.«

Ja, dieser Film ist längst gelaufen. Da hängt einer am Kreuz. Die Hände sind durchgenagelt. Sie sind verkrampft, blutüberkrustet. Matthias Grünewald hat sie gemalt, auf dem Isenheimer Altarbild. Ich bin geliebt in alle Ewigkeit (Jeremia 31,3).

## Der Magnetkran

Ich fuhr mit Jürgen im Faltboot die Trave hinunter. Auf halbem Wege zwischen Lübeck und Travemünde linker Hand eine Werft. Niethämmer dröhnten, Schweißbrenner zischten. Auf der Helling mehrere Schiffe, einige eben erst auf Kiel gelegt, andere kurz vor dem Stapellauf. Der lange Arm des Krans schwenkt herum. Fast sieht es aus, als hänge an dem Drahtseil ein riesiger Autoreifen. Langsam senkt er sich auf eine mächtige Eisenplatte. Das Seil strafft sich, die Platte schwebt sacht in die Höhe.

»Induktionsmagnet!« stellt Jürgen sachlich fest. Jetzt erkenne ich es: die viele Tonnen schwere Platte klebt unter dem Ring. Der Kran schwenkt. Die Platte senkt sich auf das Deck eines auf der Helling liegenden Schiffes. »Paß auf, jetzt schaltet der Kranführer den Strom ab!« Richtig, da hebt sich schon der Ringmagnet, die Platte aber bleibt liegen.

Einige Minuten später paddeln wir hart an der Ufermauer weiter. Genau über uns schwingt der Kran einen Doppelträger herum. Ich sah hinauf und zog unwillkürlich den Kopf ein. Jürgen, der hinter mir saß, lachte. »Es kommt dir wohl unheimlich vor, daß keine Drahtseile den Träger halten, sondern nur so eine unsichtbare Kraft?« Ich nickte. »Laß nur, Vati, die Kräfte eines solchen Magneten sind zuverlässiger als das stärkste Drahtseil.« Ihm fiel etwas ein. »Solange der Strom eingeschaltet ist.«

Abends saßen wir auf Priwall vor unserem Zelt. Jürgen schien noch immer mit dem Magneten beschäftigt: »Ist doch eine merkwürdige Sache. Drahtseile vertrauen wir, weil wir sie sehen, anfassen, überprüfen können. Aber ein Magnetfeld ist unsichtbar.« Er grinste mich an. »Darum ziehen wir den Kopp ein!«

Ein Licht ging mir auf: Aus dem gleichen Grunde vertrauen wir unserem Glauben so wenig zu. Wir sehen ja nicht, woran wir aufgehängt sind. Seile, handfeste Seile

wären uns lieber. Wenn man Gott sehen könnte! Das wäre beruhigend. Sich an ihm festhalten können, mit beiden Händen, mit dem Verstande. Aber so ist es eben nicht. Nur die unsichtbare Kraft seines Heiligen Geistes trägt uns. Und wir können nur beten und hoffen, daß er da oben den Strom nicht abschaltet.

## **Störsender**

Regatta auf dem Maschsee in Hannover. Wir waren mit unserem Boots-Sport-Club gut vertreten, ein Dutzend Jungen und Mädchen im Mannschaftscanadier und in Einern.

Gerade noch zur rechten Zeit haben wir die Zelte aufgebaut, schon fallen die ersten Tropfen. Jürgen bringt mir den kleinen Transistor-Apparat: »Gleich kommen die Wettermeldungen!« Ich setze mich unter das Vordach und schalte ein. Der Apparat bricht in Heulen aus, so laut, wie man es dem Schwächling nie zugemutet hätte. Ich suche nach einem anderen Sender, vergebens, das Heulen schwillt an, schwillt ab, doch es bleibt.

Ärgerlich stelle ich den Apparat auf den Klapptisch. Glasklar kommt die Stimme des Ansagers. Was ist? War in der Nähe ein Störsender? Ich strecke die Hand nach dem Apparat aus, das pfeifende Heulen geht los. Ich bewege meine Hand hin und her. Sieh einer an: Ich kann die Stärke des Heultons regulieren. Je nachdem, wie dicht ich mit der Hand herangehe.

Jürgen hat mich beobachtet, grinst: »Induktion!« Ich habe begriffen: Ich selbst bin der Störsender.

Thema der Abendandacht: »Störsender ICH!« Jawohl: Ich großgeschrieben. Weil ich das Ich groß schreibe, kommt das, was der Nächste sagt, nicht durch. Was Gott mir sagen will, geht im Rauschen des Störsenders unter. Man hört nur das eigene Heulen. Das ist – zum Heulen.

Ob sich etwas dagegen tun läßt? Da, bei dem Transistorgerät genügte es, den Empfänger aus der Hand zu legen und respektvollen Abstand zu wahren. Doch wenn es sich nicht um das Radio handelt? Wenn es darum geht, auf Gott zu hören? Wie müßte ich mich da verhalten? Gisela wußte es: »Nicht immer gleich Hand drauf! Nicht alles in Beschlag nehmen.« Und der in Wortspielen schwelgende Horst: »Ich kann Gott nicht hören, wenn ich meine, er gehört mir.«

## **Falsch verbunden?**

Das Telefon läutet Sturm.

»Hier Salomon, guten Tag!«

Am andern Ende eine Kinderstimme: »Ist da nicht Herr Müller?«

»Welcher Müller?«

»Na, der Hans Müller doch!«

Ich versuche mir mein Gegenüber vorzustellen. Der Stimme nach ein Kind, erstes, zweites Schuljahr?

»Hans Müller? Nein, der wohnt hier nicht.«

Pause, dann im Ton der Enttäuschung: »Dann habe ich wohl falsch gewählt?«

»So wird es wohl sein, mein Junge.«

Der drüben atmet tief ein, platzt heraus: »Aber warum haben Sie denn dann abgehoben?!«

Sie lachen? Ich habe auch gelacht. Dann wurde ich nachdenklich.

Gewiß war dem Jungen da ein kindlicher Kurzschluß unterlaufen. Er hatte einen andern gemeint als mich. Er war enttäuscht, daß sich ein Unbekannter meldete.

Doch: Wie oft verbinden wir Erwachsenen falsch? Ich meine jetzt nicht das Telefonieren. Ich denke an die Verbindung von Mensch zu Mensch. Wir wählen so leicht die

falsche Verbindung. Genau wie der verlorene Sohn in der Fremde (Lukas 15,15). Der ging hin, als er nicht mehr weiter wußte, und »hängte sich an einen Bürger des Landes«.

Falsch verbunden! Denn: »Der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten!«

Wir kennen das Gleichnis, wissen, daß der verlorene Sohn am Ende dann doch richtig wählte. Und der, den er dann wählte, hatte schon lange auf den Anruf gewartet. Er war ja der Vater.

Er wartet auch auf uns.

Obwohl wir uns so oft verwählen.

## Wo ist die Krippe?

»Du willst Peter mit in die Christvesper nehmen?« Meine Frau ist skeptisch. Sie kennt diesen jüngsten Enkel, weiß, daß er Quecksilber in seiner Sitzfläche hat.

Peter ist drei Jahre alt, ein lebhaftes Bürschchen. (Ganz der Opa!) Ich will es trotzdem mit ihm versuchen.

Es geht viel besser, als ich gedacht habe. Da ist so viel zu sehen: zwei Weihnachtsbäume, viele Kinder, eine Menge Erwachsener. Dann spielt die Orgel, es wird gesungen, der Kinderchor nimmt Peters Aufmerksamkeit gefangen.

Und dann beginnt das Spiel »Drei Kinder suchen das Christkind«. Ein modernes Stück: Keine Engel in Nachthemden, keine Krippe, keine drei Könige. Drei Kinder von heute wollen zur Krippe. Fast 2000 Jahre ist das her? Und so weit weg ist das geschehen? Dann finden wir nie mehr zur Krippe. Sie wollen aufgeben, da treffen sie den jungen Pastor. Der weiß Rat: Wo Menschen leiden, da sollt ihr helfen! Dann feiert ihr Christi Geburt richtig.

Die drei ziehen weiter, suchen, finden, sind am Ziel.

In einem Nachwort ist von sozialem Engagement die Rede.

Ich bin angetan. Mal etwas anderes als die alte Masche. Helfen ist immer gut. Brot für die Welt.

Mein Peter ist unruhig geworden. Er rutscht hin und her, verrenkt den Hals. Und dann, lauthals: »Opa, wo is Krippe?«

Ich habe Mühe, ihn zur Ruhe zu bringen. Er ist nicht abzulenken. Und als zum Schluß »O du fröhliche« verklungen ist, trompetet er mit voller Lautstärke: »Wo is Krippe? Wo is Krippe?« Seine »theologische Erwartung« ist offenbar nicht erfüllt worden.

Er wollte das Christkind sehen.

Wo ist die Krippe? Daß Peter erst so fragen mußte! Wie leicht vergessen wir diese entscheidende Frage im Hasten des Alltags, im Betrieb unseres christlichen Handelns.

Christus die Hauptperson! Nicht nur Weihnachten, alle Tage des Jahres, alle Tage unseres Lebens.

Daß der Junge mich daraufstieß! Daß er mir, ohne selbst es zu ahnen, die Augen wieder hell machte.

Selbst Kinder können unsere Engel sein.



## Ein unbekannter Soldat

»Heute fahren wir durch den Prinzengraben, Opa!« Nun, warum nicht? Ich paddle also gemächlich an der Prinzeninsel entlang. Peter, der vor mir im Cockpit meines Kajaks sitzt, beobachtet interessiert die Bleßhühner, die eifrig beim Gründeln sind. »Guck, Opa, die kleinen Paapchen haben noch ganz rote Köpfe!«

Jetzt fahren wir durch Mauern von Schilf und biegen in den Prinzengraben ein, der die Insel vom Festland trennt. Dunkel wird es hier unter den überhängenden Bäumen. Peter wird unruhig: »Opa, ich muß mal!« Dem Jungen kann geholfen werden: »Dort vorn an der Brücke ist ein Steg, da steigen wir aus.«

Als Peter sein Geschäft erledigt hat, vertreten wir uns noch ein wenig die Beine. »Komm, dort drüben ist der Kadettenfriedhof!« »Kadetten? Was is das?« Ich erkläre also dem Fünfjährigen, was – zu Kaisers Zeiten – Kadetten waren. Wie sie da oben im Schloß wohnten und schon als halbe Kinder zu künftigen Soldaten ausgebildet wurden. Still gehen wir über den Friedhof. Kadettengräber aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, daneben die letzte Ruhestatt eines Studienrates, eines Direktors. Und hier: Soldatengräber von 1945.

»Was steht da drauf, Opa?« Ich lese vor und versuche zu erklären. Oberfeldwebel Schulze, gefallen im April, kurz vor Ende des Krieges. Gefreiter Soundso, Unteroffizier. Der Junge hört schweigend zu. Was mag in dem kleinen Kopf vorgehen?

Und jetzt ein Kreuz ohne Namen: Ein unbekannter Soldat. Peter zieht die Nase kraus. »Warum ein unbekannter Soldat, Opa? Hatte er keine Frau? Warum kannte ihn niemand?« Nicht ganz leicht, einem Kind zu erklären, warum dieser Tote ein unbekannter Soldat blieb. Kann man einem Kind einen Toten beschreiben, den ein Volltreffer zerfetzte? Oder eine zusammengeschrumpfte Mumie, die sie aus einem ausgebrannten

Panzer zogen? »Warum ein unbekannter Soldat?« Ich muß es anders versuchen: »Ja, weißt du, vielleicht war er erst eine halbe Stunde vorher zu dieser Kompanie gekommen? Und niemand kannte ihn, nicht einmal der Hauptmann wußte, wie er hieß. Und dann war er tot. Sie haben ihn hier begraben und auf das Kreuz geschrieben: Ein unbekannter Soldat.«

Peter steht in Gedanken versunken. Nur seine Hand, die sich immer fester um die meine schließt, verrät, wie angestrengt er nachdenkt. Jetzt hebt er das Gesicht: »Opa? Weißt du was?« Das ist seine übliche Einleitung, wenn er zu einem Ergebnis gekommen ist. »Na?« Sein Gesicht strahlt: »Der liebe Gott kennt ihn doch!«

## **Der Gemeinde zu Sardes . . .**

(Offenbarung 3,1–6)

Der Tag hatte Hitze gebracht. Mit dem Abend sprang eine kühlende Brise auf. Wir setzten uns an die Feuerstelle auf Langeswarder. »Hast du die Streichhölzer, Opa?« Ich schüttelte den Kopf. Sie waren nicht nötig. Mit einem Zweig schob ich die Asche auseinander, Glut kam zum Vorschein. Der Wind fuhr darein, ein Flämmchen zuckte auf, fraß sich an den Halmen hoch.

Ich sehe mich da wieder sitzen, mit dem Jungen an der Feuerstelle auf unserer Insel.

Ich sehe Johannes sitzen: auf seiner Insel Patmos. Vor ihm die Feuerstelle, weiß und tot. Hinter ihm ein Stoß Treibholz, gebeizt vom Meer, gebleicht von der Sonne. Ich sehe Johannes, wie er die Asche beiseite kehrt, einen Splitter Holz in die Glut schiebt. Der Maltemi fährt dar- ein, die Flamme züngelt hoch.

Ich sehe, wie sich des Alten Augen weiten. Er sieht durch das Feuer hindurch, erkennt es als Bild. Er steht auf, geht in die Höhle, kommt wieder, mit Wachstäfel-

chen und Griffel. Er läßt sich vor dem Feuer nieder, schreibt:

»Das sagt, der die sieben Geister Gottes hat und die sieben Sterne: Ich weiß deine Werke: Du hast den Namen, daß du lebest, und bist tot. Werde wach und stärke das andere, das sterben will . . .«

Johannes sieht die Gemeinden in Kleinasien. Asche und Scheiterhaufen, kein Leben mehr. Und er sieht tiefer: Die Glut glimmt noch. Und sie wartet auf den Wind, der sie neu entfacht.

Ich sehe Johannes, wie er dort sitzt und schreibt: » . . . du wirst nicht wissen, zu welcher Stunde ich über dich kommen werde.«

Ich sehe uns sitzen: in Gemeinderäten und Synoden, in Nairobi. Alte Weise und vorwitzige Zauberlehrlinge: Wir stochern in der Asche. Volkskirche, ökumenischer Aufbruch, lebendige Gemeinde? Asche, weiße, stäubende Asche. Nein! Unter der Asche glüht es. Aufflammen wird das Feuer, sobald der Wind dreinfährt, Gottes Geist.

Ich sehe IHN: am letzten Tage. Wie ER an die Asche tritt, vor den Aschenberg, den wir hinterlassen haben. Er bläst drein, das Feuer sprüht auf. Der Himmel rollt sich zusammen wie Papier, das in Feuer fällt. Die Erde schmilzt, die Sonnen fallen.

Doch unter Seiner Hand erblüht das Leben.

## **Der Kreis schließt sich**

Seltsam, wie sich ein Leben zum Kreise schließt. Da verlor ich als Kind schon den Vater. Der Opa sprang ein, er wurde mir Vater. Blicke ich heute zurück, dann begreife ich, wie tief er in mein Leben eingewirkt hat. Er zeigt mir die Wunder, die Gott getan hat und noch heute tut. Er wies mir den Weg, mehr durch sein Verhalten als

durch Worte, mehr durch sein Vorbild als durch Ermahnen. Was Wunder, daß ich mich noch heute dabei ertappe, wie ich stille Zwiesprache mit ihm halte: Sag, Großvater, wie würdest du jetzt handeln?

Seltsam, wie sich ein Leben zum Kreise schließt. Da schneite mir vor ein paar Jahren Peter ins Haus. Ein Junge, der keine Mutter mehr hat, die ihn umsorgt. Unversehens fand ich mich in der Lage – meines Großvaters! Der Junge da: Die Aufgabe für dich Alten!

Wir nahmen den mutterlosen Enkel zu uns. Er lernte bei uns das Sprechen, das erste Gebet. Ich wurde ihm – die Psychologen würden sagen: die Bezugsperson.

Ich finde in dem Kinde mich selber wieder. Wenn der Opa mit dem Peter an Bord des gecharterten Kajütbootes lebt; wenn der steife Südwest uns in den Schlaf wiegt; wenn wir auf der Insel sitzen und in die sinkende Sonne sehen.

Peter dann: »Opa?« »Ja?« »Weißt du waaaas?« Und der Alte spielt das Spielchen von Frage und Antwort weiter, wie damals, als er selbst der Junge war: »Na?« »Was macht die Sonne, wenn sie da untergegangen ist?«

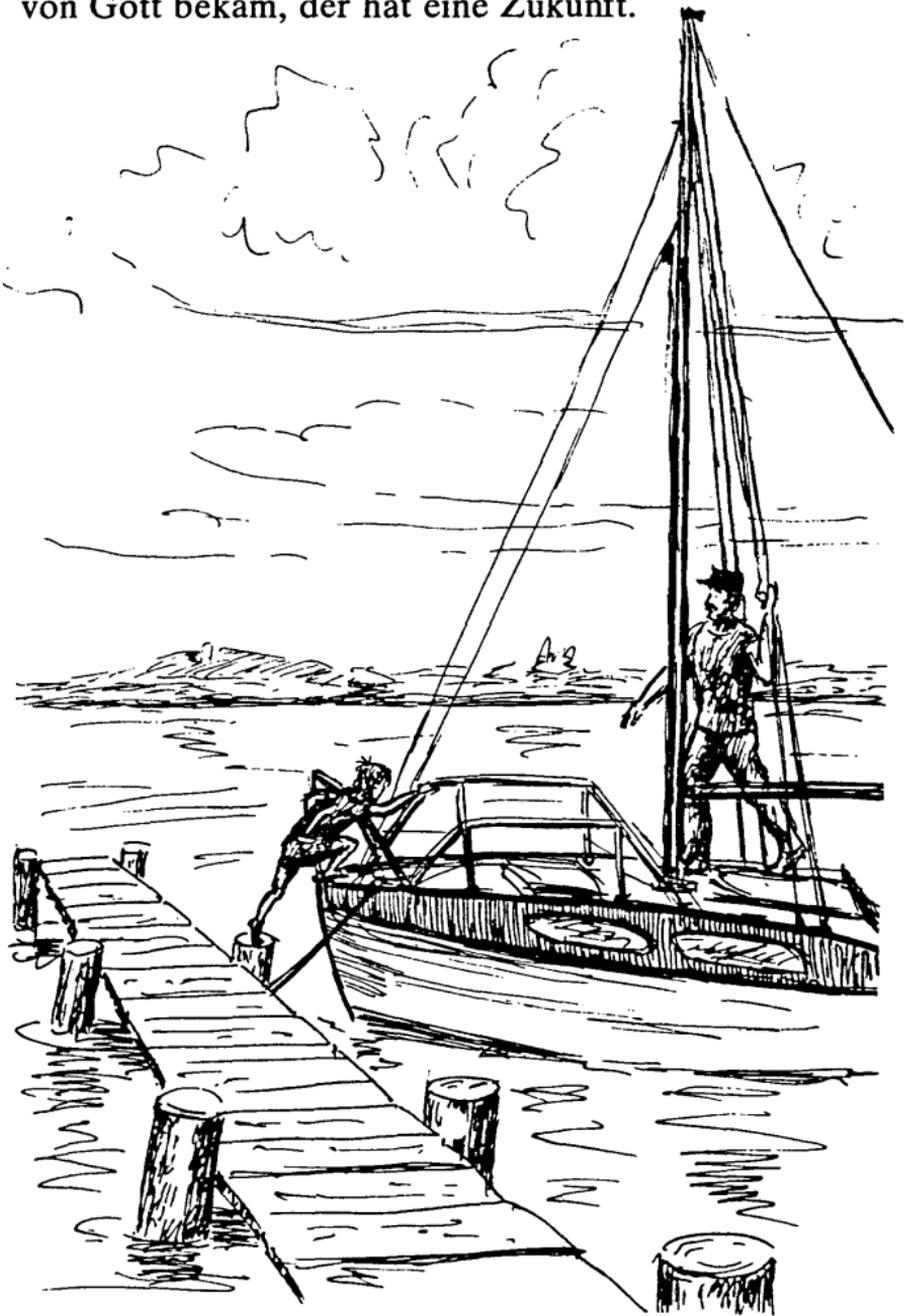
Und der Alte erklärt, und der Bub, der lauscht. Lauscht mit offenem Mund, und man sieht, wie es hinter der gerunzelten Stirn arbeitet. So, genauso, hing ich damals am Munde meines Großvaters; damals, vor nun bald sechzig Jahren.

Jüngst habe ich Peter für die Schule angemeldet. Der Rektor, dem ich den Fall darlegte: »Gut, dann sind Sie für mich der Vater des Jungen.« Und meine Frau ist die Mutter des Jungen. Manchmal fragen wir uns, ob wir beiden Alten uns da nicht doch ein bißchen viel zugemutet haben. Aber nein, Gott mutet es uns zu. Und darum kann es uns nie zu viel sein.

Dem Alten damals in Grebin war ich ja auch nicht zu viel.

Gott gibt mir die Gelegenheit, ein klein wenig zu danken für damals. In einem Kinde gibt er mir eine Aufgabe

für die noch kommenden Tage. Und wer eine Aufgabe von Gott bekam, der hat eine Zukunft.



# Bücher von Alfred Salomon



## Heiko Bojes Höllenfahrt und Rettung

Pb., 152 S., Best.-Nr. 56514

„Es ist die Geschichte eines jungen Mannes, der aus gutem Hause kommend so langsam, aber sicher mit vollen Segeln in den Alkoholismus rutscht. Salomon läßt seinen Heiko dabei locker vom Hocker erzählen, schwadronieren und schnoddern — ganz so wie einer sich wohl erlebt, wenn er mit voller Fahrt in den Abgrund fährt und auch noch Spaß daran hat — bevor er endgültig abstürzt. Eins der guten Bücher über das Problem Alkohol, gut zum Selberlesen, gut auch zum Verschenken.“  
(Ulrich Eggers in „Punkt“)

## **Bleib Sein Kind**

Dorothea Steigerwald und ihr Werk

geb. Geschenkband, 25 x 23 cm, 96 S., 16 vierfarbige und 20 einfarbige Fotos, Best.-Nr. 55621

Ein Bild- und Leseband für die vielen Freunde der Künstlerin und Diakonisse, deren Plastiken in aller Welt bekannt sind. Einschneidende Erlebnisse und Lebensabschnitte, aber auch Meditationen und persönliche Erfahrungen des Autors vermitteln eindrucksvoll Hoffnung und Zuwendung.

## **Weihnachten mit Dorothea Steigerwald**

geb. Geschenkband, 25 x 23 cm, 96 S., 15 vierfarbige und 19 einfarbige Fotos, Best.-Nr. 55650

Ein weiteres Bild- und Textmeditationsbuch mit biographischen Notizen und natürlich vielen Weihnachtsliedern und -gedichten.

## **Sonderausgabe mit Single-Schallplatte**

Best.-Nr. 59700

Die Weihnachtsgeschichte aus dem Lukas-Evangelium von Schwester Dorothea gelesen, und zwei Weihnachtsliedern des Schwesternchores Frankfurt-Sachsenhausen, unter Leitung von Schwester Adelheid Steigerwald.



Alfred Salomon hält Zwiesprache mit sich und seiner alten Arbeitsbibel. Notizen hier, Randglossen dort, Eselsohren und Knicke, am oberen Rand die Spuren von Heftklammern. Fast trotzig wie ein Kind will der bekannte Erzähler und Pfarrer, Sportler und Weltreisende, bei seiner alten Bibel bleiben. Sein Großvater schenkte sie ihm zur Konfirmation. Sie begleitete ihn durch das Gymnasium und in seinem Studium. Die ganze Familienchronik ist auf ihren Blättern eingetragen: Trauung, die Taufen der Kinder. Jedes Blatt, jeder Abschnitt, jedes Kapitel ist für ihn eine Fülle persönlicher Erfahrungen.

Alfred Salomon, Jahrgang 1910, Kindheit an der Weichselmündung, Gymnasium, Jugendpfarrer der Bekennenden Kirche in Berlin, später Pfarrer in Hannover und Bonn. Jetzt im tätigen Ruhestand mit den Hobbies biblische Archäologie, Kanusport, Segeln, Wandern. Autor zahlreicher Erzähl- und Sachbücher.

ISBN 3-87067-274-9



**BRENDA W VERLAG**

**EDITION**